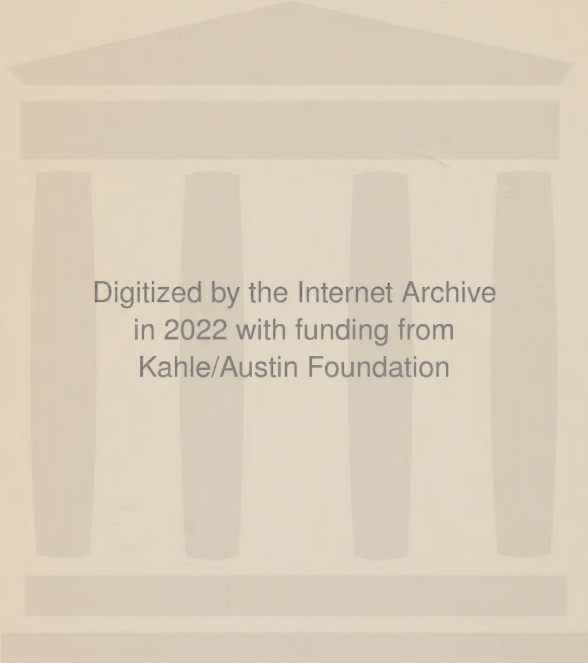


Leo Lania
Der
Tanz

ins
Dunkel
Anita Berber



Digitized by the Internet Archive
in 2022 with funding from
Kahle/Austin Foundation



DER TANZ INS DUNKEL

ANITA BERBER

Ein biographischer Roman

von

LEO LANIA

1 9 2 9

ADALBERT SCHULTZ VERLAG · BERLIN

Erste bis sechste Auflage

Alle Rechte vorbehalten

Einband und Umschlag von A. K. Hemberger

Copyright 1929 by Adalbert Schultz Verlag, Berlin

Druck von Hesse & Becker, Leipzig

DER TANZ INS DUNKEL, ANITA BERBER

I.

Anita sitzt sehr artig und ganz still neben dem Kindermädchen auf einer Bank der Brühlschen Terrasse und spielt mit ihrer Puppe. Anita ist fünf Jahre alt. Anita hat große, braune Augen, die immer nur fragen möchten und gleichzeitig Furcht haben, es zu tun. Anita versteht so vieles nicht: warum sie jeden Nachmittag mit dem Fräulein spazierengehen muß und warum Mama sie immer wegschickt, wenn Besuch kommt, und wer die vielen Blumen so bunt bemalt hat, die da im Gras stehen. Anita weiß nur, daß sie jetzt stillsitzen muß und nicht im Sand buddeln soll, weil sie ihr neues Kleidchen nicht beschmutzen darf. Es hat echte Spitzen nämlich, ganz aus Handarbeit, erklärt sie voll Stolz dem Herrn, der auf der anderen Seite neben Fräulein Marie sitzt. Aber der hört gar nicht zu und streichelt immer nur die Bluse vom Fräulein. Und diese hellblaue Bluse gefällt ihr nun schon gar nicht. Sie wird ihr abends Tinte darauf gießen, beschließt Anita wütend. Da hat sie sich aber schon wieder mit ihrer Puppe getröstet.

Eine wunderbare Puppe. Papa hat sie ihr geschenkt. Und Anita denkt nach, scharf und angestrengt, wo Papa jetzt wohl sein mag; warum sie ihn nie sehen darf; ob er noch einmal kommen wird; ob sie dann

auch zuhören darf, wenn er auf der Geige Musik macht.

Was für schöne Augen die Puppe hat! Und die Schuhe! Und das feine Haar! Anita reißt der Puppe ein Haar aus — ganz behutsam; sie will ja bloß sehen, wie lang so ein Haar ist. Dann noch eins, dann ein drittes. Aber da fällt gleich ein ganzes Bündel heraus.

Wenn man die Puppe niederlegt, so schließt sie ihre Augen. Warum? Und wenn man sie aufstellt, dann lacht sie — warum? Die Puppe soll immer lachen! Anita will nicht, daß sie schläft. Und Anita bemüht sich, der Puppe die Augen zu öffnen: drückt — drückt — — es macht einen Knax.

Wie komisch die Puppe jetzt aussieht. So dumm! Gerade über ihren Kopf geht ein Sprung. Was ist das? Anita will den Sprung wegwischen — vergebliche Mühe; wegkratzen — da bricht der Kopf.

Anita bleibt ein paar Sekunden regungslos, erstarrt. Dann beginnt sie laut zu weinen. Eine große Träne rollt ihr über die Wange, ein heftiges Schluchzen erschüttert den kleinen Körper. Die dumme, böse Puppe! Warum ist sie so schlecht zu Anita! Und Anita muß noch heftiger schluchzen, wenn sie denkt, daß die Puppe jetzt gestorben ist, nur um sie zu ärgern und ihr weh zu tun, und daß sie jetzt wieder ganz allein und verlassen ist.

Anita bekommt Schläge, weil sie die teure Puppe zerbrochen hat. Aber da hört sie augenblicklich zu

weinen auf, fest beißt sie die Zähne zusammen — nein, um Entschuldigung bittet sie nicht, um keinen Preis. So wird sie für ihre Verstocktheit von Mama ohne Gutenachtkuß zu Bett geschickt und muß im Finstern einschlafen.

Anita zittert vor Furcht. Sie erstickt fast an den Tränen, aber sie schweigt. Wie darf Mama sie schlagen? Hat sie ihr die Puppe geschenkt? Oder das Fräulein? Das ist nur eine Sache zwischen ihr und Papa. Das geht niemand anderen etwas an. Nur Papa! Wo ist Papa? Sie will ihn um Verzeihung bitten, und dann soll er sie durchhauen.

Anita fiebert vor Aufregung, sieht das ganze Zimmer voller Geister und böser Männer, traut sich nicht einzuschlafen, sitzt mit klopfendem Herzchen aufrecht im Bett.

Und ich bitte doch nicht um Verzeihung! Meine Puppe ist es und Papa hat sie mir geschenkt! So weint sich Anita in Schlaf.

Unten im Hofe spielte ein schrecklich verstimmter Leierkasten. Alle Fenster standen offen und in der lauen Abendluft schwammen die einzelnen, bis zur Unkenntlichkeit verstümmelten Töne durch das ganze Haus, über die Dächer ins Weite. Im Fenster gegenüber lehnte eine Köchin und sang mit: sehr gefühlvoll und sehr falsch.

Der Sonntagnachmittag verlosch langsam wie ein armseliges Kerzenstümpchen. In der Ferne bellte

jämmerlich ein Hund. Der Le—he—he—enz ist da! sang die Köchin und niemand konnte ihr widersprechen. Anita hielt sich die Ohren zu und steckte der Köchin die Zunge heraus. Lustig ist das, dachte sie. Anita war zehn Jahre alt. Sie ging in die vornehmste Schule Dresdens, hatte hellblonde Locken, deren goldener Schimmer in den großen dunkelbraunen Augen irrlichterte, war eine elend schlechte Schülerin, die beste im Turnen und hoffnungslos in den Zeichenlehrer verliebt; schwärmte für Apfelkuchen mit Schlagsahne, Musik und die schöne Mama; verachtete „die dummen Gören“ ihrer Klasse; prügelte sich sehr erfolgreich mit deren Brüdern; hatte nur die eine brennende Sehnsucht, sofort siebzehn Jahre alt zu werden — man schläft des Abends ein und am nächsten Morgen, wenn man aufwacht, ist man siebzehn Jahre alt, braucht nicht mehr in die Schule zu gehen, trägt ein langes Kleid und Papa kommt auf einmal zur Tür herein und küßt ihr die Hand.

Anita tritt vor den großen Spiegel und mustert sich sehr nachdenklich. Stellt sich auf die Zehenspitzen, dreht sich nach rechts und links, steckt die Zunge heraus, lacht, nickt dann einmal ganz ernst mit dem Kopf, hebt die Arme, als wollte sie fortfliegen, schließt die Augen — beginnt plötzlich zu tanzen. Der Leierkasten ist weitergezogen, nur schwach dringt die Melodie herüber.

Im Zimmer ist es ganz dunkel geworden.

Anita reißt jäh die Augen auf, starrt voll Entsetzen in den Spiegel, auf das mattblinkende Glas, in dem sie sich nicht mehr erkennen kann, fühlt sich plötzlich furchtbar einsam und verlassen in der großen Wohnung, reißt die Tür auf, schreit — schreit, als müßte sie ersticken. Als die Köchin hereinstürzt, die Mutter in großer Abendtoilette, ein Herr im Frack — schüttelt sich Anita vor Lachen. „Hab doch nur einen Witz gemacht!“ Und läuft aus dem Zimmer.

Anita ist dreizehn Jahre alt und überzeugt, daß es kein unglücklicheres Wesen auf der ganzen Welt gibt als sie. Warum sie nur so häßlich ist! Die Locken, um derentwillen sie alle Mädchen hänseln, die mageren Beine — aber das Schlimmste ist die Brille. Ein Mädchen mit einer Brille — wie eine Lehrerin! Oh, wie sie sich haßt, wie sie sich verabscheut.

Alle anderen Mädchen haben Freunde, Gymnasiasten und Studenten, mit denen sie im Stadtpark spazierengehen und sogar heimlich in die Konditorei am Hauptplatz, wo im Hinterzimmer so aufregende, unerhört gefährliche Dinge passieren — — die Gerti hat sich sogar mit einem Fähnrich geküßt!

Nur sie schaut keiner an. Wie ein zehnjähriges Schulmädchel sieht sie aus. Mit einer Brille noch dazu! Sie wird niemals in die Konditorei am Hauptplatz eingeladen werden, ihr wird man nie den Hof machen wie Gerti Schulz.

Ach Gerti, wie hast du es gut! Die ist ganz schwarz, hat eine richtige Gretchenfrisur, braucht keine Brille zu tragen und — Gerti hat einen Busen. Den größten Busen in der ganzen Klasse. Alle ihre Freundinnen haben schon einen, nur Anita nicht. Und in weher Verzweiflung guckt sie auf ihre Brust herab, streicht vorsichtig mit einem Finger über die zwei kleinen roten Punkte, die da hingepinselt sind: ob nicht doch schon etwas zu merken ist? Kaum eine Schwellung. Das ist kein Busen, stellt Anita verzweifelt fest, der von Gerti füllt schon eine ganze Hand.

Anita ist vierzehn Jahre alt und überzeugt, daß es kein glücklicheres Wesen auf der ganzen Welt gibt als sie. Anita hat einen Freund. Sie hat es gar nicht gewußt. Gerti hat es ihr verraten. Und nun beneiden sie alle Mädchen.

Er ist Primaner, hat schon beinahe einen Schnurrbart und steht jeden Tag, wenn Anita aus der Schule kommt, an der nächsten Straßenecke und wartet auf sie. Sie haben noch kein Wort miteinander gewechselt.

Wenn Anita mit Gerti Schulz, mit der Kurz und der Berkhammer vorbeikommt, dann wendet er sich schnell ab und geht davon.

„Das ist, weil er in dich verliebt ist,“ hat Gerti sehr sachverständig erklärt, und seit damals traut sich Anita nicht, den Blick vom Boden zu erheben, wenn sie vorbeigeht, fühlt nur, daß ihr Gesicht vor

Hitze glüht, schämt sich furchtbar und hört das Klchern und Plappern der Freundinnen, die sich immer wieder nach dem Primaner umschauen, wie das Brausen einer Muschel.

„Das ist die große Sinnlichkeit,“ erläutert Elsi Kurz, „du mußt ihn unbedingt erhören — im Roman ist das immer so.“

In der folgenden Woche begegnete Anita dem Primaner auch auf dem Hinweg zur Schule. Er erwartete sie vor ihrem Haus, tat dann so, als wäre er nur zufällig hierhergeraten, ging ein paar Schritte vor, blieb stehen und folgte ihr in kurzem Abstand.

Anita wandte nicht den Kopf, rannte wie gehetzt, voller Furcht, er könnte sie ansprechen, voller Sehnsucht, er solle sie ansprechen. (Aber dann würde sie ihm natürlich keine Antwort geben und davonlaufen.)

In der dritten Woche bekam der Primaner einen Strafzettel und wurde zum Direktor zitiert:

„Sie kommen täglich zu spät, versäumen alle Prüfungen — so geht es nicht weiter, mein Lieber. Sie befinden sich auf gefährlichen Abwegen! Wenn Sie nicht den Ariost beherrschen und die Verba auf *μ*, wie wollen Sie denn im Leben überhaupt bestehen?“

Heinz Merten mußte zerknirscht zugeben, daß er davon keine Ahnung habe: ebensowenig von den Verba auf *μ* wie von dem, was kommen sollte. Er versprach Besserung. Am nächsten Tag sprach er Anita an.

Anita lief nicht davon. Sie war ganz kühl und gefaßt, lächelte ein wenig kokett, ein wenig scheu und sehr damenhaft, machte sofort große Konversation, ließ sich zum Entsetzen aller Freundinnen bis auf die Schultreppe begleiten — der Primaner stand wie auf Kohlen, voller Angst, jetzt und jetzt werde ihn der Pedell zur Türe hinauswerfen, worauf ihm selbstverständlich nichts anderes übrigbleiben würde als sich zu erschießen.

Anitas Überlegenheit war nicht zu erschüttern. „Führen Sie mich morgen in die Konditorei!“ flüsterte sie ihm zu und entließ ihn. Als sie in die Klasse trat, brandete Hallo und Beifall. Sie nahm ihn entgegen wie einen selbstverständlichen Tribut.

Heinz Merten hatte kein Geld, um Anita in die Konditorei zu führen. Also stand er nachts aus dem Bett auf, schlich ins Arbeitszimmer des Vaters und stahl aus dem Schreibtisch 10 Mark. Womit er zwar am nächsten Tag Schokolade, Schlagsahne und Apfelkuchen bezahlen konnte, aber auch die Verpflichtung übernahm, seine Großzügigkeit und seinen Reichtum in von Tag zu Tag steigendem Maße zu bekunden. Was sich als recht kostspielig erwies. Und da er ein nächstes Mal den Schlüssel zum Schreibtisch nicht finden konnte, unterschlug er 50 Mark, die er als Kassenwart des Fußballklubs zu verwalten hatte. Drei Tage später flog er von der Schule.

Heinz Merten beschloß, nach Amerika auszuwan-

dern, sich zu erschießen, Nordpolforscher oder Millionär zu werden — und auf jeden Fall Anita zu entführen. Sie gab zu, daß jedes dieser Ziele erstrebenswert sei, alle fünf gleichzeitig sich aber nur schwer verwirklichen ließen. Mit der Entführung war sie einverstanden. Worauf er ihr ein selbstverfaßtes Gedicht vorlas und erklärte, daß sie nun zusammen sterben mußten. Auch dagegen hatte Anita nichts einzuwenden. So ein Triumph, alle Mädels in der Schule würden vor Neid zerplatzen! Papa müßte seine Konzerttournee in Schweden abbrechen, die Mama würde sich furchtbar aufregen und nicht singen können — ganz recht würde ihnen allen geschehen! frohlockte Anita schadenfroh.

Inzwischen war es spät geworden. Sie saßen im finstern Park, die Bäume rauschten leise, der Mond brach durch die Wolken und Heinz hielt ihr einen langen und sehr gelehrten Vortrag über den Sternenhimmel, voller lateinischer Namen und unverständlicher Bezeichnungen.

Anita fühlte sich furchtbar müde, die Augen taten ihr weh, und als Heinz ihr den Mann im Mond zeigen wollte, bekam sie Angst. Nein, nein! sie wollte nicht hinschauen, sie fürchtete sich vor dem Mond.

Dummes Mädel! stellte Heinz Merten bei sich fest, kam sich im Nu sehr erwachsen und überlegen vor und küßte sie. Der Kuß gelang nicht ganz.

Anita saß starr, hielt krampfhaft die Lippen zusammengepreßt und dachte: jetzt — — jetzt — — nur

sich nicht blamieren! Dann nahm sie einen Anlauf und gab Heinz einen heftigen Kuß, der unglückseligerweise auf seiner Nasenspitze landete.

Später — das Kreuz tat ihr vom langen Sitzen weh — kauerte sie sich an seine Schulter, schloß die Augen. Heinz rezitierte ohne Pause Gedichte, sprach, sprach — — und schob dabei seine Hand in ihren Busenausschnitt. Zwei Knöpfe sprangen ab — — wenn sie eine große Sicherheitsnadel ansteckte, würde niemand etwas bemerken, tröstete sich Anita. Da küßten sie sich schon ganz richtig. Ob er merkt, daß ihr Busen noch so klein ist? Zum Glück hat sie die Brille zu Hause gelassen.

Als Heinz wahrnahm, daß seine Hand auf keinen Widerstand stieß, wußte er nicht, was er nun tun sollte. War Anita am Ende eingeschlafen? Furchtbar unbequem, wie er dasaß. Langsam zog er die Hand wieder zurück. Und überhaupt — sie konnten doch nicht die ganze Nacht hier draußen bleiben.

Anita schlug groß die Augen auf, hielt ihm den Mund hin mit den durstig halbgeöffneten Lippen, drängte ihm ihren Körper entgegen, merkte da plötzlich, daß er mit seinen Gedanken gar nicht bei ihr war, sprang im Nu auf, knöpfte ohne Verwirrung die Bluse zu — man brauchte nicht einmal eine Sicherheitsnadel.

„Wir müssen gehen, es ist spät.“ Ihre Stimme klang fest und klar. Heinz Merten kam sich unsäglich dumm vor und ganz fehl am Ort. Er folgte ihr schweigend.

Als Anita heimkam, gab es eine fürchterliche Szene, die sie mit absolutem Gleichmut ertrug. Es geschah ihr aber auch recht: so ein langweiliger Laffe, bildet sich weiß Gott was auf seine Astronomie ein! Mit dieser Feststellung strich Anita Heinz Merten endgültig aus ihrem Interesse.

Er verwand es nur mit Schmerz, der noch verbittert wurde durch die Erkenntnis, daß er sich vor dem jungen Mädchen unsagbar lächerlich gemacht hatte, und bestand kurze Zeit darauf mit Auszeichnung das Abitur; dank den väterlichen Beziehungen war er wieder in Gnaden in die Schule aufgenommen worden.

Im selben Monat verließ Anita Dresden.

Mutter und Tochter übersiedelten nach Zoppot. Auf einen Monat. Sie blieben ein halbes Jahr dort, bis in den Winter. Da war der Krieg bereits eine sehr langweilige, sehr traurige, gar nicht mehr heroische Angelegenheit geworden. Man wohnte am Meer, Anita sah es von ihrem Fenster, wenn sie abends ihre kleinen Puppen auf dem Fensterbrett tanzen ließ, stundenlang, und dazu flüsternde Gespräche mit sich selbst führte. Sie dachte nicht an Dresden, nicht an Heinz, nicht an Papa, den sie ja nie gesehen hatte und der davongefahren war, als Anita ein Jahr zählte: sie dachte nur an die große Welt und alle die Länder, die dort hinter dem grauen, stürmischen Meer lagen und von denen sie abgeschlossen war

durch unübersteigbare Mauern. Diese Mauern, ein finsternes Gefängnis — das war der Krieg. Und diese Erkenntnis wog schwerer als die Extraausgaben und Heeresberichte über Verlustziffern und Schützengrabeneiland, lauter unverständliche Dinge, mit denen Anita keinen klaren Begriff verband. Aber man konnte nicht nach Paris reisen und nicht nach London — eine grausame Sache, der Krieg! Wie lange konnte er noch dauern?

„Bis du aus dem Pensionat zurückkommst, ist alles zu Ende.“ Mit diesem Trost lieferte Mama sie in Weimar ab, in einem sehr vornehmen und gediegenen Pensionat, wo Anita ihre Kenntnisse des Französischen durch die zwar nicht sehr schmackhaften, aber soliden Erfahrungen auf dem Gebiet der deutschen Hausmannskost erweitern sollte.

Mama fuhr ins Engagement nach Hamburg und Anita lernte kochen und einen deutschen Mann lieben, mit dem sie sich natürlich sofort verlobte.

Er war Zahnarzt, dreiundzwanzig Jahre alt und besaß einen Goethering. Und dieser Ring, das war's. Sie hatten sich beim Friseur kennengelernt, der rote Vorhang, der die Herren- von der Damenabteilung trennte, war kein Hindernis gewesen. Anita, scharf beaufsichtigt von der Leiterin des Pensionats, hatte einen schmalen Schlitz in dem Vorhang entdeckt, der es ihr gestattete, ganz unauffällig in den Herrensalon hinüberzuspähen. Sie machte von dieser Mög-

lichkeit gleich das erstmal so gründlich Gebrauch, daß der schlanke, blonde Mann in der Nebenkeje sofort Feuer fing. Man verständigte sich durch ein Lächeln und zwei schnelle Blicke. Anita kam wieder, der Herr gleichfalls, und da er ein deutscher Jüngling war, Anitas Lächeln bezaubernd und die Situation sehr romantisch fand, so beschloß Dr. Lang, Anita in die Galerie seiner Idealgestalten einzureihen und sie zu heiraten.

Solche Romantik verführt leicht zu unfruchtbaren Träumereien. Anita sorgte dafür, daß sie das nicht blieben. Während die Gouvernante die schwierige Prozedur des Haarschneidens bei den zehn Mädchen beaufsichtigte, fand Anita die erwünschte Gelegenheit, den jungen Zahnarzt zu einer Liebeserklärung anzuspornen. Seine Männlichkeit begeisterte sie und der breite goldene Ring an seinem Mittelfinger.

Weimar war langweilig, Goethe eine rechte Plage, die wenigen Männer, die man auf dem täglichen Spaziergang zu sehen bekam, uninteressant, das Pensionat eine Marter.

„Alle Tage Kartoffeln! Wir müssen sie selbst aus dem Keller holen, wo sie aus den Mauern wachsen. Und da soll ich keinen Bauch bekommen! Ich verliere noch meine ganze Figur!“ alarmierte Anita in täglichen Briefen die Mama.

Die Freundinnen? Ach, du meine Güte! Anita begann vor Bosheit zu sächseln. „Als sie mich mein Bidet auspacken sahen, hielten sie es für eine Pup-

penbadewanne! Als ob ich noch mit Puppen spielte!“ Anita war ob dieser Zumutung der Mädchen erzürnter als über deren hygienische Rückständigkeit. Sie nahm die Mädchen nicht für voll. Sie fühlte sich ihnen weit überlegen. Wenn sie es ihnen nur beweisen könnte!

Sich offiziell verloben? Mit fünfzehn Jahren heiraten — das war schon etwas, das imponieren konnte. Aber diese Gören waren ja so dumm! Imponierte denen noch etwas außer Goethe?

Die Pensionatsleitung war sich ihrer hehren Verpflichtungen gegen Weimar wohl bewußt und nahm die Tradition so ernst, daß Anita nach zwei Monaten der ganze Goethe ebenso zum Halse heraushing wie die ewigen Kartoffeln. Aber im geheimen beneidete sie die anderen Mädchen: ob ihres widerstandsfähigen Magens, ihres gewöhnlichen Geschmacks, ihrer Anspruchslosigkeit, ihrer literarischen Bildung. Man mußte ihnen beweisen, daß man ihnen in puncto Goethe durchaus ebenbürtig war.

Da tauchte der Zahnarzt auf. Wenn sie sich mit ihm verlobte — sie würde sich von ihm den Goethering schenken lassen, der so dekorativ wirkte und seinem Besitzer eine so literarische Geistigkeit verlieh. Ein offizieller Bräutigam und obendrein noch ein historischer Ring — der Ring gab den Ausschlag.

Als Anita vierzehn Tage später mit ihrem Bräutigam der Mutter in Berlin gegenüber saß, vermochte die Genugtuung über den Besitz des Ringes und die Be-

wunderung der Weimarer Kolleginnen das peinliche Gefühl nicht zu übertäuben, daß sie mit dem Herrn da neben sich keine großen Ehren einheimsen könne. Steif saß er da, hölzern in seiner blonden Fadheit — oh, Anita sah sehr wohl das ironische Lächeln, das um Mamas Lippen spielte. Aber nun mußte sie erst recht festbleiben und sich zu ihm bekennen, damit sich Mama nicht am Ende einbildete, sie — Anita — sei noch nicht erwachsen und erfahren genug, ganz allein ihre Entscheidungen zu treffen. Nun erst recht! Ihre große Leidenschaft sollte niemand anzweifeln und schon gar nicht die Kraft, ihrer Liebe hemmungslos, gegen alle Widerstände zu folgen. (Und dabei hätte Anita am liebsten laut herausgeheult: voller Wut gegen den „unmöglichen Menschen“ und voller Verzweiflung über ihre eigene Ungeschicklichkeit.) Es kam dann doch nicht zur Heirat. Die Mutter hatte an Anitas Vorsatz erinnert, Tänzerin zu werden. Eine verheiratete Tänzerin?

Anita nahm das Stichwort auf. So konnte sie Mama folgen, ohne sich etwas zu vergeben. Nein, sie durfte nicht heiraten, sie mußte auf die große Liebe verzichten, auf die erste große Leidenschaft ihres Lebens — der Kunst zuliebe. (Und in diesem Augenblick glaubte Anita fest daran, daß sie den Zahnarzt wahrhaft liebe. Aber die Kunst forderte dieses Opfer. Daß sie es bringen konnte, machte sie wieder glücklich und stolz.)

Anita, fünfzehnjährig, schrieb dem Zahnarzt nach

Weimar einen sehr vernünftigen, für ihr Alter außerordentlich reifen Brief, in dem sie ihm sehr zart, aber nicht minder entschieden die Gründe für ihre Entlobung auseinandersetzte. Sie mußte Tänzerin werden, sie sei seiner gar nicht würdig, sie sei eben eine Märtyrerin der Kunst. Und danach vergaß sie endgültig ihren Vorsatz: Tänzerin werden? Eine verrückte Idee. Sie hatte nicht die mindeste Lust dazu. Ja, früher einmal. Jetzt gefiel es ihr nach der strengen Zucht im Pensionat viel besser, den ganzen Tag in der Küche zu stehen und italienischen Salat zu mischen und komplizierte Cremes. Ein gelungener Pudding machte sie stolzer, als es irgendein Erfolg auf der Bühne je vermöchte.

Anitas Glück wäre vollkommen gewesen, hätte nicht der Krieg der Ausübung ihrer Kochkunst von Tag zu Tag größere Hindernisse in den Weg gelegt. Man konnte nicht ins Ausland reisen, man konnte nicht einmal richtige Mayonnaise machen — eine scheußliche Geschichte, dieser Krieg.

Berlin im Krieg: Fahnen und Verwundetentransporte, Extraausgaben und Brotkarten, Kohlrüben und Siegesmeldungen — was war das eigentlich: der Krieg? Anita wußte es nicht, sie machte sich darüber, fünfzehnjährig, ebensowenig Gedanken wie die Millionen junger Mädchen in allen Städten Europas. Man hatte neue Vokabeln gelernt und neue Begriffe, man wußte schwer aussprechbare polnische und französische

sische Ortsnamen auswendig und die Anzahl der abgeschossenen feindlichen Flieger, man steckte bunte Fähnchen in bunte Landkarten — ein Spiel, das sehr bald allen Reiz verlor — man schrieb Feldpostbriefe an Freunde und Verwandte und — man wartete: auf Antwort, auf den Urlaub eines Bekannten, auf größere Mehrlationen — — auf den Frieden? Nein, auf den wartete man nicht mehr, weil man nicht mehr an ihn glaubte. Denn da hatten die Vierzehn- und Fünfzehnjährigen bereits vergessen, daß es jemals ein anderes Leben für sie gegeben hatte. Der Krieg war ein normaler Dauerzustand geworden, er verlor seine Besonderheit, man stellte sich auf ihn ein, man nahm ihn als etwas Selbstverständliches, worüber nachzugrübeln das Vorrecht der Alten war, die immer nur vom Frieden sprachen, obwohl doch gerade sie den Krieg gemacht hatten. Aber nicht einmal dieser Widerspruch lockte zum Nachdenken. Er war ihre, der Alten, Angelegenheit, der Krieg — die Jungen waren dabei nicht gefragt worden, nun richteten sich diese ihr Leben selbst ein so gut es ging und hatten nicht die mindeste Lust, sich bedauern zu lassen.

Das Leben war nicht leicht, nicht bequem, nicht sehr lustig. Wäre es im Frieden besser gewesen? Wenn sie in diesen Jahren etwas gelernt hatten, die Jungen und Mädels, so war es: Mißtrauen. Sie haßten nicht die Älteren, sie fühlten sich nicht unterdrückt, doppelter Grund, dem liebevollen Zuspruch und den mitleidigen Blicken der Alten zu mißtrauen. Und da

gab es keine Brücke des Verstehens zwischen hüben und drüben. Die Eltern wagten schon gar nicht den Versuch, diese Brücke herzustellen. Zermürbt durch die Sorgen und Nöte des Tages, ihrer Hilflosigkeit ganz klar bewußt und ohne Hoffnung, gegen diese gräßliche Zeit zu bestehen, hatte die ältere Generation sich selbst aufgegeben. Und wollte es sich nur nicht eingestehen. Aber die Jungen merkten es allzu genau und waren grausam genug, es sie fühlen zu lassen.

Also lebte Anita ihr Leben zwischen Schlangestehen um Margarine oder Fleisch oder Brot, den Kaffeekränzchen bei Notbeleuchtung und ungezuckertem Tee, zwischen der Sehnsucht nach dem großen Erlebnis und der nüchternen Erkenntnis, daß sich diese Sehnsucht nie erfüllen werde.

„Niemals!“ wiederholte Anita fast halblaut ihren letzten Gedanken und hüllte sich trotz des warmen Oktoberabends fröstelnd in ihren Mantel.

Es hatte zu regnen begonnen. In feinen Fäden. Und mit dem leichten Wind, der sich jetzt erhob, wälzte sich in breiten Wellen ein ekler, ätzender Geruch heran, überspülte die Menge, die schweigend in langen Ketten die Markthalle umsäumte. Frauen, Kinder, Greise hockten in zerschlissenen Mänteln und zerrissenen Umhangtüchern auf niedrigen Schemeln und Feldstühlen, kauerten in Nischen und Toren, hinter Pfeilern und Gesimsen, klebten an den Mauern der Häuser: kaum menschenähnliche Gestalten, in

die Gosse geworfener Unrat, der in der Nässe fault. Gemurmelt, von Zeit zu Zeit anschwellend, läuft über die Menge hinweg. Unterdrückte Flüche, Kindergeschrei. Ganz vorne haben sich zwei kreischende Weiberstimmen ineinander verbissen. Vereinzelt blitzen die Helme der Polizisten im schwachen Scheine der spärlichen Gaslaternen.

Wie langsam die Zeit verging. Aber jetzt weggehen, wo sie schon über zwei Stunden hier stand — Anita biß trotzig die Lippen zusammen. Einmal mußte ja doch der Laden geöffnet werden, und dann würde Tante Elli Augen machen, wenn sie richtigen Zucker heimbrachte, und ihr gewiß verzeihen, daß sie heimlich nach dem Norden gefahren war und das Nachtmahl versäumt hatte.

Da wurde Anitas Aufmerksamkeit durch einen jungen Mann gefesselt, der mit halbgeschlossenen Augen an einem Pfeiler lehnte. „Hinten anstellen! Wat drängen Sie sich da 'rein? Det jibt es nicht!“ Eine ältliche Frau, die zwei Reihen weiter hinten auf einem Feldstuhl saß, fuhr aus ihrem Schlaf auf und keifte einen Vorübergehenden drohend an.

„Sie brauchen keine Angst zu haben, ich stelle mich ohnehin nicht an.“

„Jawoll — nicht zu machen — bei mir nicht!“ Voller Mißtrauen ließ die Frau den Neuhinzugekommenen nicht aus den Augen, der sich beharrlich durch die Menge drängte und dem blassen Mann am Pfeiler die Hand entgegenstreckte.

Der schlug die Augen auf, nickte schwach mit dem Kopf, wollte sprechen, aber ein trockener Husten riß ihm die Worte vom Mund, schüttelte seinen mageren, in einen dünnen Rock gehüllten Leib. Dann versuchte er sich aufzurichten, taumelte aber so stark, daß er gestürzt wäre, hätte der andere ihn nicht aufgefangen.

„Was ist Ihnen denn?“

„Wat wird denn sein! Hunger wird er haben!“ gab die Frau bitter, fast schadenfroh zur Antwort.

Die Leute in den nächsten Reihen wandten schläfrig die Köpfe.

„Det is hier keen Rummelplatz nich — von wegen Amüsemang und so — immer dies Quatschen! Man kommt ja nicht zum Schlafen!“ brummte ein Landsturmman.

„Sehen Sie denn nicht, daß dem Mann hier schlecht geworden ist?“

„Wird eben Hunger haben!“ wiederholte die Frau in eigensinnigem Trotz. Ihre Stimme schnitt wie eine schartige Sense durch die Luft.

Da schlug der Blase zu Boden. Ein feiner Faden Blut rieselte aus seinem Mund.

Ringsum fuhren die Leute auf. Da war ein Säugling erwacht und erhob ein durchdringendes Geschrei. Verzweifelt suchte ihn die Mutter zu beruhigen, sie nestelte hastig die Bluse auf, reichte dem Kind die schlaffe Brust.

Der Kleine hörte sofort zu weinen auf, begann dann

aber gleich wieder kläglich zu schreien. Sein Stimmchen versagte, ging in ein wehes Wimmern über.

„Det arme Würmken! Sie haben och keene Milch mehr!“ stellte die ältliche Frau mit deutlicher Genugtuung fest.

„Ich bin heut schon die dritte Nacht hier — gestern und vorgestern habe ich nichts bekommen,“ jammerte ein junges Mädchen, dem Weinen nahe. „Und ich bin schon so müd’ — so müd’,“ wiederholte sie noch zweimal.

Zwei Polizisten hatten den Kranken auf eine Bahre gelegt. Dort lag er nun leblos, das wachsgelbe Gesicht leuchtete wie Phosphor im Dunkel. Er starb.

Anita floh.

Als sie um die Ecke stürmte, wäre sie beinahe gestürzt. Eine dunkle Gestalt stand in der Toreinfahrt, ein Mann. Jemand keuchte — ein unterdrückter Schrei — und wieder das Keuchen. Anita blieb unwillkürlich stehen. Verdutzt, verständnislos, zu neugierig, um ihrer Angst bewußt zu werden, bemühte sie sich, das Dunkel zu durchspähen. Dann nahm sie einen weißen Fleck aus — einen Männerarm — das helle Kleid eines Mädchens — — was war das? Was geschah da? Was wollte der Mann mit dem Kleid? Wollte — — wollte er ihr den Rock stehlen? Anita begann zu zittern, stand wie festgebannt, starrte mit angstvoll aufgerissenen Augen, wußte plötzlich alles, schlug die Hände vors Gesicht, lief, lief — —

An diesem Abend ging Anita nicht mehr in die Küche, sie wollte nichts mehr von Mayonnaisen wissen und nichts von italienischem Salat. Sie lag mit offenen Augen im Bett und fand keinen Schlaf. Sie wußte jetzt, was das ist, „der Krieg“. Es war ein ganz neuer Begriff, mit dem sie ihn verband, etwas Gräßliches, etwas unausdenkbar Gräßliches. Sie würde es nie vergessen. Sie mußte weinen, sie war so unglücklich, sie fürchtete sich.

Einige Tage später hatte sich Anita entschlossen, Tanzunterricht zu nehmen. Sie wollte nicht mehr „zu Hause hocken“. So ging sie zu Rita Sacchetto hinauf — ohne jemand ihren Entschluß mitzuteilen — und bat mit Berufung auf ihre Mutter, sie als Elevin aufzunehmen. Rita Sacchetto musterte das schmale Persönchen, ließ sich erzählen, wie Anita bei Dalcroze als Kind schon getanzt hatte, ließ sie einige Übungen machen — Anita durfte bleiben.

So begann Anita Berbers Laufbahn als Tänzerin.

II.

Er wurde alt. Was half alle Logik, was half selbst der wohlwollende Spiegel gegen die nüchterne Tatsache, daß er in zwei Jahren den fünfundvierzigsten Geburtstag würde feiern müssen. Und was dann?

Was dann? Er sprach die beiden Worte leise vor sich hin, kostete sie aus, ließ sie auf der Zunge zergehen — der Nachgeschmack war bitter, unangenehm bitter. Diese Frage war wie ein schwacher Zahnschmerz, fast nicht zu spüren und doch quälend durch seine dumpfe Monotonie, die sich nicht betäuben und nicht wegscheuchen ließ. Ein leises Ticken, das einen zur Verzweiflung trieb und das brennende Verlangen weckte, der Schmerz möge noch heftiger sein, eindeutiger, beinahe wäre man versucht zu sagen — greifbarer. Aber so —

Jajaja, er sah keineswegs alt aus, kein einziges graues Haar, keine Glatze, gesund, ein wenig berühmt und beinahe arrivierte. Und was dann? Was gab es noch an Hoffnungen, Überraschungen für ihn? Nichts. Fünfundvierzig Jahre: er hatte manche kleinen Erfolge gehabt und einen sehr großen, ein Stück ging über hunderte Bühnen, brachte ihm viel Geld, Verbindungen, Beziehungen, Aufträge, er war unabhängig, Besitzer eines bescheidenen Kontos bei einer Berliner Bank, das ihm seinen praktischen

Sinn, und eines idyllischen Häuschens am Königsee, das ihm sein romantisches Herz bewies: nicht einmal dieser Beweis machte ihn glücklich.

War er blasiert? Karl Walter lächelte geringschätzig. Bedurfte so eine groteske Verkennung seines wahren Wesens noch einer Widerlegung? Er und blasiert! Gab es viele, die so jung, enthusiastisch, begeisterungs- und erlebnisfähig waren wie er? Aber gerade darum schmerzte es zu wissen, daß man in sieben Jahren Fünfzig sein würde und Sechzig in weiteren zehn. Noch siebzehn Jahre. Vor siebzehn Jahren war er Sechszwanzig. Karl Walter verlor sich in verwickelten Berechnungen, grupperte die Zahlen in allen möglichen und möglichst gefälligen Zusammenstellungen — kein Trick half über die Erkenntnis hinweg, daß die vergangenen siebzehn Jahre erschreckend schnell entglitten waren; die kommenden würden noch schneller verschwinden. Ekelhaft! Karl Walter warf den Zigarettenstummel in den Aschenbecher und verzog den Mund. Beinahe hätte er ausgespuckt.

Das machte der Krieg.

Faule Ausrede, widersprach sich Karl Walter. Was ging ihn der Krieg an? Er war ein Dichter, er schrieb Mysterien und mittelalterliche Legenden, er lebte in den unzugänglichen Ländern seiner Phantasie — und den größten Teil des Jahres in der Schweiz — er war enthoben, was ging ihn der Krieg an?

Sechszwanzig Jahre: hatte sie nicht Ilse gehe-

Ben? Das war doch in München? Blond? Aber die Frau des Bankiers — — wie immer verlor sich sein Rückblick in einem grauen Nebel, in dem nur Frauengestalten und Frauenköpfe wirr durcheinanderwallten.

Karl Walter trat wieder vor den Spiegel und lächelte sich zu: ein wenig ironisch und ziemlich anerkennend. Eigentlich, er hatte doch immer unerhörtes Glück bei den Frauen gehabt. (Hier wurde sein Lächeln noch etwas ironischer: unerhörtes Glück bei Frauen — ein geschmackloser Satz, dachte Walter. Aber seine neu geweckte Selbstzufriedenheit konnte auch durch diesen Gedanken nicht mehr getrübt werden.)

Eigentlich habe ich keine von den vielen Frauen geliebt, eigentlich hat mich mein Glück nie glücklich gemacht, eigentlich habe ich nichts gerettet aus dem Taumel von siebzehn Jahren: keine echte Leidenschaft, kein großes Gefühl, nicht einmal eine bleibende Erinnerung; das alles ist mir zwischen den Händen entglitten. Und eigentlich habe ich es so gewollt. Weil ich feig bin. Weil ich zwar den Mut habe, mich zu verschwenden, aber nicht die Kraft, mich zu bewahren.

Ein guter Satz, dachte Walter; und dann: ob nicht solche bittere Selbsterkenntnis erst recht ein Beweis für meine Überhebung ist, für meine Eitelkeit, meinen Egoismus? In Wahrheit bilde ich mir noch etwas auf meine Fehler ein. Ich bin ein unglücklicher Mensch.

Und mit dieser Feststellung hatte Karl Walter seine Sicherheit wiedergewonnen. Er war beinahe wieder glücklich.

So hörte er auch nicht das schrille Klingeln, das jetzt zum zweitenmal die Wohnung aus dem Nachmittagsdämmer weckte. Da ging schon die Tür. Die Wirtschaftlerin steckte den Kopf herein: „Ein Fräulein ist draußen.“ Und ließ Anita eintreten.

Da stand sie nun mitten im Zimmer, ließ ihre blanken Augen schnell über die Bücherschränke laufen, den breiten Schreibtisch, den Teppich, ein sehr modernes Ölgemälde, — auf einer Photographie in breitem Rahmen blieb ihr Blick haften. Das ist seine Geliebte, dachte sie und unterzog das Gemälde einer nochmaligen Prüfung. Aus dem Wust von Farben leuchtete ein weißer Frauenkörper. Ob das dieselbe Frau ist? Zu dick, stellte Anita beruhigt fest und erinnerte sich jetzt erst, daß sie den Dichter noch gar nicht angesehen hatte. Sie warf den Kopf hoch, reichte ihm die Hand. „Guten Tag.“

Karl Walter hatte seine Verblüffung überwunden.

„Grüß dich Gott, wie geht es Mama?“

Groß war das Kind geworden! Man mußte zu ihr ja „Sie“ sagen.

„Nimm — nehmen Sie Platz —“ Das „Sie“ war auch lächerlich, so half sich Walter mit einem ironischen „kleines Fräulein“ über die Situation hinweg, der er sich plötzlich nicht ganz gewachsen fühlte.

Er hatte sie fast zwei Jahre nicht gesehen, zuletzt in Dresden, und sie nie recht beachtet. Die alte Freundschaft, die ihn mit Anitas Eltern verband, war stets von jener kühl-temperierten gesellschaftlichen Wärme gewesen, in der wirkliche Anteilnahme nur schwer gedeiht. Schade, dachte Walter. Er wußte nicht recht, was er eigentlich bedauerte: daß er Anita gar nicht oder ihre Eltern zu gut kannte.

Walter zog einen Stuhl heran, setzte sich Anita gegenüber, suchte eine Konversation in Gang zu bringen: „unerwarteter Besuch“ — „ehrliche Freude“ — „erwachsenes Fräulein“ — und so.

Anita saß aufrecht auf der Ottomane, den Hut hatte sie abgelegt, aber die Jacke behielt sie an. Ihr erstes richtiges Kostüm, bitte!

„Und der Zweck des Besuches?“

Anita zupfte die Jacke zurecht, schnippte einen Faden fort, war nicht im mindesten verlegen, blieb ganz sachlich:

„Ich möchte Sie besitzen.“

Der Dichter vergaß seinen Mund zu schließen. Dann stand er auf, dann setzte er sich wieder nieder, dann schloß er den Mund, dann lächelte er, dann wurde er wieder ernst, lächelte abermals —

„Was — möchten Sie?“

Anita überhörte die Frage. Sie wippte mit den Füßen, blickte während des Sprechens ins Leere, immer auf denselben Fleck. So behielt sie ihre Sicherheit.

„Sie gefallen mir. Ich bin im Ballett jetzt, müssen

Sie wissen, und nicht wahr, ohne Verhältnis — —
aber es ist nicht deswegen, weil Sie berühmt sind — es
ist unerläßlich, nicht wahr — —“

„Verhältnisse zu haben?“

„Ja.“

„Lieben Sie mich denn?“

„Das weiß ich doch noch nicht.“ Anita schien gekränkt.

Walter begann, die Angelegenheit unheimlich zu finden.

„Nun müssen Sie mich küssen!“

Das ist ja alles irrsinnig, dachte Walter und: was wohl die Mutter sagen wird? Ein anderer Mann in der Situation — — aber er war ja mit den Eltern befreundet, die mindeste Anständigkeit — —

„Sie haben — — wie alt bist du eigentlich?“

Anita gab sich einen sichtbaren Ruck, musterte den Dichter mit einem langen, sehr arroganten Blick.

Walter räusperte sich verlegen, lenkte sofort ein:

„Ich meinte ja nur —.“ Dann trat er auf Anita zu, legte den Arm um ihre Schulter, küßte sie.

„Nett hier,“ stellte Anita fest, sichtbar zufrieden, ihre Aufgabe fürs erste programmgemäß erledigt zu haben.

Ach so, dachte Walter. Auch gut. Das hat man von seinem unverbesserlichen Idealismus. Der Dichter war ein wenig enttäuscht, also stellte er sich auf Sinnlichkeit um, zog Anita an sich.

Sie wich zur Seite.

Ach so, dachte Walter. Auch gut. Und stellte sich auf Kavalier um. Er ließ Tee bringen, bot Pralinés an, süßen Likör, setzte sich neben Anita auf die Ottomane. Ob er — — aber wie — — und überhaupt — —

Anita knabberte Bonbons, plauderte frisch drauflos: von dem Ballett, von der Sacchetto, sprang auf, machte ein paar Tanzschritte, drehte sich in den Hüften.

Fabelhafte Figur, begeisterte sich Walter und umging sie. Sie küßte recht geschickt. Zwischen zwei Küssen, während er Atem schöpfte:

„Nächste Woche trete ich auf, im Blüthnersaal. Werden Sie kommen?“

„Natürlich!“

„Aber dann müssen Sie auch Blumen schicken, vergessen Sie nicht!“

Sollte das Ganze nur ein Scherz — wollte sie ihn bloß als Dekoration für ihren Abend — — ? Walter kam nicht dazu, den Gedanken zu Ende zu bringen.

„Schlafen Sie hier?“ Und schon guckte sie durch die Tür ins Nebenzimmer.

Sie zitterte ein wenig, als Walter sie zum Bett drängte. Er merkte es nicht. Er sah auch nicht ihre groß aufgerissenen Augen, die in beinahe unbetheiligter Verwunderung auf ihn gerichtet waren, neugierig die hastige Arbeit seiner Hände verfolgten, die sich damit abmühten, sie zu entkleiden. Bei der

Jacke half sie noch mit, dann blieb sie untätig, leistete keinen Widerstand. Als er ihren nackten Körper mit Küssen bedeckte, streckte sie sich selbstzufrieden. War sie nicht schön? Walter verlor den Kopf.

Er war gewiß von der Furcht frei, lächerlich zu erscheinen. Auf seine Routine konnte er sich verlassen, aber was nützte ihm das alles gegenüber einem Mädchen, dessen Unbeteiligtsein einen aus aller Stimmung riß und gleichzeitig zum Rasen brachte!

„Warum bleibst du denn so kalt?“ keuchte Walter und ließ seine Finger über ihre Brüste gleiten, die schmalen Hüften entlang.

„Das kitzelt,“ stellte Anita fest und schob seine Hände beiseite.

So warf sich Walter mit einer wilden Wut über sie und nahm in einer Art bitterer Verzweiflung von ihr Besitz.

Als er dann zurücksank, wurde es ihm grausam klar, daß er sie nicht eine Sekunde lang besessen hatte. Er schämte sich.

Anita sah das, verschränkte die Arme hinter dem Kopf und schloß — jetzt erst — langsam die Augen. Sie war grenzenlos enttäuscht. Ob er es merkt, war ihr einziger Gedanke.

Sechzehn Jahre und schon so verdorben, dachte Walter; und laut: „Du bist wohl schon mit ziemlich viel Männern im Bett gelegen?“

Anita lächelte geschmeichelt, gab keine Antwort. Er

brauchte es wirklich nicht zu wissen, daß es heute das erstemal war. Hauptsache, sie hatte sich nicht blamiert.

Damit sprang sie aus dem Bett und begann sich schnell anzukleiden.

Mittendrin hielt sie inne: Und das — war alles? Sie kräuselte voller Widerwillen die Lippen. Nur weg, nur schnell! Nicht schön — — nein, gar nicht schön.

Walter sah den feindlichen Blick, das bittere Lächeln. Ich werde alt, dachte er schuldbewußt.

Und diesmal war es echte Verzweiflung und keine Pose.

Durch das Loch im Vorhang sah man ein Durcheinander von Köpfen, Farben, Gesichtern. Lichter spielten auf Orden und Schmuck. Viele Uniformen.

Blitzschnell lief Anitas Blick die Reihen entlang, vor und zurück, nahm hundert Bilder auf: silber- und goldbetreßte Uniformen, einen Spitzenkragen, den Orden eines Offiziers, eine ringgeschmückte Frauenhand, ein zu Boden gefallenes Programm, den kahlen Schädel eines dicken Mannes, ein weiches Mädchenprofil und dazwischen und über allem — gleichsam der Grundton in dieser Farbensymphonie — das Weiß der entblößten Frauenarme. Das Rascheln der Programme, leise Gespräche, laute Begrüßungen vermischten sich zu einem gleichmäßi-

gen Brausen, brandeten, vom Vorhang nur schwach gedämpft, gegen die Bühne. In der ersten Reihe links am Eckplatz saß Karl Walter.

Der Inspizient jagte Anita nach hinten.

Aufgeregt liefen die Mädchen durcheinander. Alle sprachen laut und alle gleichzeitig, lachten ohne Grund, stürzten immer wieder in die Garderobe, um noch schnell, schnell einen Blick in den Spiegel zu werfen: bin ich gut geschminkt? — nicht zu rot? — nicht zu blaß? — der Schuh sitzt zu locker — der Schuh sitzt zu fest — mir tut der Fuß weh — ich werde bestimmt nicht tanzen können — ich werde bestimmt einen Erfolg haben — —

Die Sacchetto steckte sehr aufgeregt ihren Kopf aus einer Garderobentür heraus, das Gesicht, halb geschminkt, wirkte unter der Fettschicht unheimlich starr, kontrastierte komisch zur erregten Stimme, die Ruhe forderte. Valeska Gert, ein drolliger Wildfang, schnitt ihr eine groteske Grimasse. Dröhnen-des Gelächter.

Anita stand in diesem Durcheinander fast unbeteiligt, wippte auf den Fußspitzen, lächelte. Ein nach innen gekehrtes, ganz entrücktes Lächeln.

„Du zitterst ja! Hast du Angst?“ Beruhigend zog die Mutter Anitas Hände an sich.

„Angst? Wovor?“ Anitas Erstaunen hatte etwas Rührend-Naives. „Wenn es nur schon anfinge!“ Und dabei warf sie den Kopf in den Nacken und spannte den Körper, als wollte sie sich sofort in einem wei-

ten Sprung nach vorne werfen. Die Mutter mußte Kraft anwenden, um sie festzuhalten.

Ein langes Läuten.

Von da ab wußte Anita nicht mehr, was mit ihr geschah. Licht flammte, Schwarz fiel drüber her, Stimmen wisperten ringsum, ein paar Sekunden Stille, die so laut ist, daß man meint, das Trommelfell müsse platzen, und aufatmet, wenn endlich die ersten Takte der Musik die unerträgliche Spannung zerreißen.

Musik! Nun ist ja alles wieder gut. Nun ist alle Unklarheit gebannt und alles Schwanken — Musik! Es ist, als sähe man plötzlich das weite Meer unter sich,würfe mit den Kleidern die Furcht ab und alle Scheu und stürzte sich jauchzend kopfüber in die Brandung. Los!

So warf sich Anita mit einem großen Sprung auf die Bühne. Das Rampenlicht blendete — sie merkte es nicht. Sie fühlte, wie sich ihre Muskeln spannten, wie sie wuchs, wie sie dahinschwamm mit sicheren, weiten Stößen, ein Strudel wirbelte sie um sich selbst, schon war sie ihm entronnen, schon wieder erfaßt, nun ging es in die Tiefe, nun trieb es sie nach oben — Triumph!

Da erlahmen die Kräfte, da stockt das Herz, da läßt sie sich sinken, da schlagen die Fluten über ihr zusammen — Geborgenheit!

Wie weh das tut: sinken — sinken — — und doch: welch herrliches Gefühl, sich so treiben zu lassen,

sich preiszugeben, fühlen, wie die Musik von einem Besitz ergreift, jeden Widerstand bricht, einen fortspült ins Unendliche — —

Da zerschellt der Traum, da streckt sich eine riesige Faust aus der Tiefe ihr entgegen, greift nach ihr, eine grinsende Fratze taucht aus dem Wasser, fahl, leichenfahl — — nur weg, nur fort!

Kein Entrinnen. Sie kämpft, sie spannt alle Kräfte an, schnellt sich vorwärts, rascher, rascher — ausichtsloses Bemühn! Kein Ausweg, keine Rettung, die Hand umklammert ihre Füße, krümmt ihren Leib nach hinten — — roter Schaum spritzt ihr ins Gesicht. Und dahinter immer wieder die grinsende Fratze, immer näher, gelbe Zähne, zottige Mähne, jetzt wälzt es sich über sie, jetzt greift die Faust nach ihrer Kehle — — nicht schreien, nicht schreien: lachen! Sich ihm schenken, ihm gehören, zusammen in die Tiefe stürzen, vergehen — — ver — gehen —

Der tobende Beifall trieb Anita wieder in die Höhe.

Langsam richtete sie sich auf, langsam erhob sie sich, stand — im Nu zur Wirklichkeit erwacht — glücklich lächelnd an der Rampe, ein Kind fast, den Lockenkopf trotzig in den Nacken geworfen, sehr schmal, unerreichbar.

Unerreichbar! dachte Karl Walter und vergaß zu applaudieren. Ich sollte weggehen. Was tue ich da noch? Ich werde sie nie besitzen.

Der Vorhang fiel, er stand noch immer. Er fühlte sich hoffnungslos traurig. Ringsum klatschte man

wie besessen. Der Dichter ging mit langsamen, zögernden Schritten hinter die Bühne.

Als er an die Tür der Garderobe klopfte, antwortete ihm ein übermütiges „Herein“. Drin stand Anita, einen Fuß auf den Stuhl gesetzt, schnürte die Schuhe fest, — nackt. Sie wandte nicht einmal den Kopf. Dann:

„Ah — Sie? Ich dachte, es sei Mama. Und die Blumen?“ Das war alles.

Karl Walter zitterte leicht. Diese kühle Unbefangenheit eines verspielten Kindes trieb ihm das Blut zu Kopf. Er mußte sich auf sie stürzen, sie an sich reißen, seine Finger in ihr Fleisch krallen — und er stand noch immer an der Tür, den Kopf gesenkt, entrückt, wie ein frommer Beter in den Anblick dieses Mädchenkörpers versunken.

Matt leuchtete der Rücken, die Hüften lagen in samtem Schatten, friedlich hoben und senkten sich die kleinen Brüste, ihr Atem ging ruhig.

Unerreichbar, dachte Walter. Un — erreichbar.

Die Mutter kam herein, er sah sie wie durch einen Schleier. Anita stürzte sich mit Hallo auf die Mama, schmiegte sich schmeichelnd an sie, stürzte zurück zum Spiegel, fuhr sich schnell mit der Puderquaste übers Gesicht — weg war sie.

Walter erwachte, hörte sich mit fremder Stimme konventionelle Gratulationen stammeln, gab sich einen Ruck:

„Würden Sie — würden Sie gestatten, daß ich

mit Anita ein Verhältnis eingehe?“ Bin ich denn irrsinnig, was rede ich da? kam es ihm flüchtig zu Bewußtsein und er redete weiter, stammelte immer neue Entschuldigungen, Versprechungen.

„Wie soll ich so etwas verbieten oder gestatten! Anita ist doch kein Kind mehr.“ Die Mutter sah ihn mit erstauntem Mißtrauen an.

Der Dichter ließ sich auf den Stuhl vor dem Spiegel fallen, stützte den Kopf in die Hand — „unerreichbar,“ sprach er halblaut vor sich hin.

Draußen tanzte Anita, tollte über die Bühne, schlug Kapriolen, lieferte sich besinnungslos dem Publikum aus und nahm es immer wieder triumphierend in Besitz. Der erste öffentliche Abend der Tanzschule Rita Sacchetto sah den Sieg der jüngsten Schülerin über die Lehrerin. Die Kritiker zogen ihre Bleistifte heraus und rahmten im Programm den Namen Anita Berber mit dicken Strichen ein.

„Schade,“ sagte Anita, als sie sich in der Garderobe die Schminke aus dem Gesicht wischte — „schadel!“

„Was denn? Es war doch ein großer Erfolg!“

„Schade — daß alles schon zu Ende ist. So schnell! Wenn ich doch gleich wieder von neuem beginnen könnte!“

Walter schenkte ihr Sekt ein. Sie stürzte das Glas hinunter, dann ein zweites, den Rausch des Tanzes in ihrem Blut konnte auch der Sekt nicht kühlen. Mit einem Satz flog sie Walter an den Hals, fiebernd:

„Bring mich fort — schnell — zu dir!“

Als sie Unter den Linden aus der Droschke stiegen, peitschte ihnen der Wind mit Schnee untermischten Regen ins Gesicht. Berlin erschauerte in Kälte und Finsternis. Der Himmel weit weg, schwarz. Und mit der Nässe, die aus allen Winkeln troff, kroch die Finsternis durch die Straßenschluchten, füllte sie mit einem zähen Brei. Nur jede dritte Laterne brannte, so erschien die Nacht noch undurchdringlicher. Die Bogenlampen außer Betrieb.

In diese schleimige Finsternis spien jetzt die Nachtcafés, Bars, Tanzhallen der Friedrichstadt ihre Besucher. Die Nacht wurde lebendig, Gekreisch und Gelächter, Wagengerassel und Autogehupe. An den Häusern entlang strichen die Mädchen, drückten sich fröstelnd in Tore und Nischen, hoffend, es käme doch noch eine Beute vorbeigeschwemmt.

Der 14. Februar 1916 hatte sich auf dem Asphalt Berlins schlafen gelegt.

In Walters Zimmer war es wohligh warm. Anita warf den Pelz ab, das lästige Kleid, hüllte sich in einen seidenen Umhang, kauerte sich auf den Teppich vor die Ottomane. Den Kopf leicht auf den Arm gestützt, die Füße hochgezogen — ein verlorenes Kind. Jede Bewegung entblöbte die graziilen Arme.

Diese so sorgsam verhüllte und immer wieder preisgegebene kühle Nacktheit verwirrte Walter. Daß er, während sie zu seinen Füßen lag, aufrecht

auf der Ottomane sitzen mußte, empfand er peinlich.

Anita träumte. Dann hob sie den Kopf, ließ den Blick unter halbgeschlossenen Lidern, wie unter einem Vorhang hervor, auf Walter fallen. Ein Schimmer leichten Spottes huschte über ihr Gesicht.

Da begann der Dichter zu sprechen. Rasch und fließend, als hinge von dieser Rede die letzte Entscheidung ab, ihr Besitz. Er wurde von seiner Rede fortgetragen, Worte formten sich zu Sätzen, ohne daß er wußte, was er sprach.

Nein, das Leben sei nicht des Lebens wert, nicht wert, daß man es wie ein Krämer grammweise verschachere. Und er sei kein Geizhals. Nur wer den Mut hat, die höchsten Einsätze auf den Tisch zu werfen, kann die Bank sprengen. Fanatiker? Wie klein doch die Männer sind, die immer nur „warum“ fragen, damit sie mit „weil“ antworten können, und ihren ganzen Stolz dareinsetzen, sich immer wieder zu beweisen, daß sie die Mission haben, Hosenkнопfe zu erfinden, ein Drama zu schreiben oder die Armut abzuschaffen. Nur ein Fanatismus ist groß: die nie zu stillende Gier nach dem Erlebnis. Und nur der lebe wirklich, der sich rückhaltlos verzehre im Taumel der Lust.

Einen Augenblick hielt der Dichter inne in seiner Rede. Ganz undeutlich kam ihm zu Bewußtsein, daß er Dinge sagte, die nicht ganz richtig waren, an die er nicht glaubte, daß er ein ganz

falsches Bild von sich zeichnete — in der nächsten Sekunde trieb ihn der Strom seiner Rede schon weiter: von seiner Arbeit sprach er, schilderte sich als großen Bohemien, pries die Dekadenz, kam auf die Frauen zu sprechen, die nur eine Mission hätten, den Typus der Hetäre wieder zu Ehren, zur Vollendung zu bringen. Und je länger er sprach, desto mehr erlag er dem Bann seiner Schilderungen. Nervös zerbröckelten seine Finger eine Zigarette nach der anderen.

Der Dichter spielte unnachahmlich echt die Rolle, die er sich da plötzlich zurechtgelegt hatte, und wußte nicht, — daß er spielte. Wie wohl das tat, alle seine Fehler, seine geheimsten Laster einzugestehen: man war ein schwacher Mensch, ein verträumter Spieler, eine sensible Künstlernatur, ein brutaler Herrenmensch, man war verlogen, Poseur, Komödiant, aber einmal, heute — war man aufrichtig. Mochte Anita nun von ihm denken, was sie wollte, und ihn verwerfen.

Walter senkte schweigend den Kopf und wußte nicht, daß diese Beichte erst recht der Gipfel der Komödie und eitel Lüge war; daß er mit Fehlern und Lastern kokettierte, die er gar nicht besaß, nur weil er zu fühlen glaubte, daß sie jenen Typus charakterisierten, der jetzt — heute abend — auf Anita wirken mußte.

Anita hatte kein Wort verstanden. Er hat eine schöne Stimme, dachte sie. Aber das Tapetenmuster ist geschmacklos. Jemand sollte Klavier spielen. Er

liebt mich, ich werde für ihn tanzen, für ihn allein. Wie spät es wohl sein mochte. Ganz gewiß liebe ich ihn. In einer Stunde gehe ich fort. Und dabei streckte sie sich wohligh, die verhaltene Spannung ihres Körpers wich einer lässigen Gelöstheit. Man müßte immer so auf dicken Teppichen schlafen, nicht?

Da sah sie Walters Gesicht über sich, starr, merkwürdig verkrampft. Sie mußte lachen, ein kindliches Lachen, streifte ihm mit der Hand übers Haar, zog ihn sanft an ihre Seite.

Schweigen. Minutenlang. Abgrundtief. Walter schloß die Augen. Bis in die Fingerspitzen fühlte er ihre Liebkosung.

Als er dann die Augen aufriß, begegneten sie Anitas fragendem Blick. Ihre Lippen, durstig geöffnet, legten das Weiß der Zähne bloß.

Woran sie jetzt nur denkt, woran?

Walter nahm ihren Kopf in beide Hände, preßte die Lippen auf ihren Mund.

Sie küßte gierig — und sah weiter irgendwohin ins Leere.

Diese Kälte stieß Walter in einen wilden Taumel. Ein peinigendes Gefühl des sich-nie-sättigen-, des sie-nie-ausschöpfen-können: er meinte zu verdursten, seine Zähne knirschten; ihr weh tun, sie schlagen, fühlte er — nur so konnte er sie besitzen. Und fühlte, daß er nie, nie, nie die Kraft dazu haben würde. Ich liebe sie zu sehr. Unerreichbar! fühlte Walter.

Und dann stand der Dichter am Fenster, preßte die Stirne an die Scheiben und sah in die Nacht hinaus. Eine einzelne Laterne brannte an der Straßenecke. Weit und breit kein Mensch.

Er wandte sich um: auf dem Teppich lag Anita, wie er sie verlassen, regungslos, lang ausgestreckt. Ob die Stunde schon um ist, dachte sie. Und nun so ein weiter Weg. Ganz gewiß regnete es noch. Und dann ganz unvermittelt: ob er mich einmal schlagen wird? Der Gedanke verwirrte sie. Wie kam sie auf solche Dummheiten? Aber wenn — —

Später. Eine zweite Laterne ist plötzlich auf der Straße aufgeflammt. Ihr Schein bildet einen zitternden, kleinen, gelben Fleck in der Mitte des Teppichs. Sehr traurig ist das.

III.

Anita geht auf Tournee. Klingt das nicht fabelhaft?

Man gastiert in Hannover und Leipzig, in Frankfurt und Hamburg. „Man“: das ist die Tanzschule Rita Sacchetto. Aber ein Jahr später ist „man“: Anita Berber. Da hat sie ihr erstes Engagement am Apollotheater, ihr zweites bei Nelson hinter sich, tanzt im „Wintergarten“, telephonierte mit Agenten, versetzt Stunden in Direktionskanzleien und ebensoviel Zeit bei Schneiderinnen — schwer zu sagen, wo man sich mehr ärgern muß —, unterschreibt Verträge, ist jeden Abend eingeladen — Tante Elli hat kein leichtes Leben als Gardedame —, ist jeden Morgen über den Haufen von Post begeistert, der auf dem Nachttisch aufgestapelt ist, und immer wieder enttäuscht, wenn sich die meisten so interessant aussehenden Briefe als wenig interessante Firmenprospekte entpuppen, fährt voller Freude zur Erholung in die Schweiz — sie sehnt sich ja so nach Walter — und voller Freude wieder heim — Walter ist ihr ja so zuwider —, sie ist glücklich, jeden Abend tanzen zu können, und unglücklich, jeden Abend tanzen zu müssen, sie reist in ganz Deutschland und Österreich herum, lernt Dutzende von Städten kennen — und

immer das gleiche Hotel, wird von Männern ange-
schwärmt, von denen sie in Ruhe gelassen werden
will, von anderen nicht beachtet, von denen sie ge-
liebt werden möchte, verliebt sich in Frauen, die sie
enttäuschen, und enttäuscht andere, die sich in sie
verlieben — —

Im Grunde ist Anita noch immer ein großes Kind,
das von wunderbaren italienischen Salaten träumt,
mit denen sie ungeahnte Triumphe einheimsen wird,
oder von Mayonnaisen, oder von Beethoven, oder
von einer Liebe — wo ist da ein Unterschied? Der
Traum ist alles, sein Inhalt ebenso unwichtig wie
sein Anlaß.

Nun ist Anita schon bald 18 Jahre alt und es ist
immer noch Krieg. Wenn sie die letzten Monate über-
denkt, was bleibt? Bars, Hotels, Schlafwagen, Men-
schen, Städte. In der Erinnerung vermischt sich das
zu einem undurchdringlichen Knäuel. Es lockt sie
nicht, ihn zu entwirren. Als ob es nicht gleichgültig
wäre, daß dieses Monument in Wien steht und jenes
in Budapest!

Die Namen der einzelnen Städte wecken nicht Er-
innerungen an Sehenswürdigkeiten, an Bauten, an
nationale Besonderheiten. Von Frankfurt hat Anita
keine andere Erinnerung behalten, als die an ein
lustiges Atelierfest, von Wien — an eine junge Frau
mit blauschwarzem, glatt gescheiteltem Haar, die im
„Bristol“ am Nebentisch gesessen war, von Buda-
pest — an eine sehr kotige Straße, von Prag — an

einen sehr geräuschvollen Bahnhof — — Anita hätte nicht angeben können, warum sie diese Erinnerungen gerade mit diesen Städten verknüpfte.

Mit den Menschen ist es genau so. Oft, wenn sie über die Straße geht, in der Untergrundbahn fährt, sieht sie lauter bekannte Gesichter um sich. Woher kenne ich nur den? Wer ist die nur? Und dann erinnert sie sich, daß jener Mann einmal neben ihr in der Elektrischen gesessen ist und sie diese Frau vor Monaten als Kassiererin in einem Handschuhgeschäft gesehen hat. Anita behält keinen Namen, aber ihr Personengedächtnis ist verblüffend und um so merkwürdiger, als sie ziemlich kurzsichtig ist. Beobachtet sie deshalb so scharf? So kritisch? Alle Einzelheiten eines neuen Gesichts, alle Eigentümlichkeiten eines fremden Menschen vom ersten Augenblick an studierend und zerlegend, aufgestachelt von dem heißen Wunsch, bei jedem sofort die schwache Stelle zu erspähen — irgendeine Lächerlichkeit. Darin ist sie immer noch jenes ausgelassene Mädel, das, elfjährig, auf die Vorhaltungen der Mutter, warum sie einer Dame so frech ins Gesicht starre, knapp zur Antwort gab:

„Sie hat sechzehn Warzen, ich habe sie zweimal gezählt.“

Wenn sie in eine große Gesellschaft kommt — diese Sicherheit, diese Überlegenheit. Niemand kommt auf den Gedanken, daß sich hinter Anitas Schnoddrigkeit Verlegenheit verbirgt, die ewige Angst, nicht

für voll genommen zu werden. Was tuscheln die dort? Warum hat der Kerl gelacht, als sie vorbeiging? Sitzt am Ende das Kleid schlecht? Hält jener sie für dumm? Für ungeschickt?

Feinde ringsum, Gefahren rechts und links: welch widerlicher Mund — was für häßliche Augen — — eine feuchte Hand macht sie krank, nächtelang peinigst sie die Erinnerung.

Oben auf der Bühne, wenn sie tanzt, da ist sie unumschränkte Herrscherin, da gibt es niemand, der ihr gefährlich werden könnte, und nichts, das sie zu fürchten hätte. Da ist sie unverwundbar, ihrer sicher in jeder Bewegung, jedem Muskel, jedem Nerv — — herrlich!

Aber auf den großen Gesellschaften, jedem Mann, jeder Frau wehrlos ausgeliefert — —

„Du bist kindisch!“ hat ihr der alte Professor gesagt, ihr bester Freund. „Wie kannst du dich von diesen Banausen unterkriegen lassen! Ein Pack! Lasse es sie nur fühlen, daß sie dir ohne Ausnahme den Buckel herunterrutschen können! Du bist nicht frech, nicht ordinär genug. Mußt ein bißchen deine Kinderstube vergessen. Frech sein, der Bande ins Gesicht spucken, schweinigen — da wirst du schon sehen, wie sie alle gekrochen kommen werden!“

Anita muß immerfort an diesen Rat denken, während sie aus ihrer Sofaecke ins Gewimmel der Tanzenden blickt. Ganz große Gesellschaft: dieser Schmuck, diese Toiletten, nein, vom Krieg ist hier

nichts zu merken. Pardon — da ist ihr eingefallen, daß der junge Offizier, der seit zehn Minuten ohne Unterbrechung auf sie einspricht, ein Krüppel ist Rotwangig, fröhlich und lachend, mit einem Bein. So viele sind es, die dem Krieg ein Opfer bringen müssen, ein Bein, einen Arm, einen Kopf — Leutnant Karsten fühlt sich durchaus nicht als Märtyrer und bedauert sich nicht. Lächerlich! In zwei Wochen wird er ein neues Bein haben; jetzt macht man die Dinger ja sehr hübsch.

Vorläufig aber holperte Karsten mit seinen beiden Krücken herum und wollte leben. Theater, Musik, Bars, Gesellschaften, nur nichts mehr vom Krieg wissen! Die langen, schrecklichen Wochen im Spital, sein Ringen mit dem Tod, er hatte sie endgültig aus seiner Erinnerung gestrichen.

„Prost, Fräulein Berber!“

Sollte ihm das noch einer nachmachen! Keinen Pfennig mehr hatten die Herren Doktoren für sein Leben gegeben — und jetzt? Ja, er war ein eiserner Kerl, das machte der Sport.

„Wollen Sie sehen? Schauen Sie nur, wie gut ich tanzen kann, was?“

Und Karsten sprang auf und hopste auf seinem einen Bein herum.

Dolli Mainz applaudierte. Schöne Hände hat sie, aber die Stimme ist gräßlich, denkt Anita. Alles ist falsch an ihr: das Temperament, die Dämonie; wenn sie sitzt, glaubt man, sie sei tadellos gewachsen, aber

wenn sie aufsteht, sieht man, daß ihre Beine zu kurz sind. Im Bett? Nicht einmal gut zum Kinderkriegen. Oh, die Männer sind ja so blöd, die fallen selbst auf so was rein.

„Haben Sie etwas gesagt, Herr Doktor?“

Doktor Nagel, Reserveoffizier und blond, Wiener, macht in Scharm. Neckisch. Halb sentimental, halb verfluchter Kerl. In Wahrheit ist der nur doof, denkt Anita. Die Rotblonde dort drüben, seine Freundin, weiß schon, warum sie sich gerade den zugelegt hat. Eine herrliche Haut hat das Mädcl. Anita hat sonst nicht viel übrig für Rotblond, das Fleisch ist zu weich, zu nachgiebig, quallenartig. Und dann die Sommersprossen. Aber die dort — — am Ende verliebe ich mich noch in sie, denkt Anita und fängt plötzlich an, das Mädchen in Gedanken langsam zu entkleiden. Da wird diese durch eine große schöne Frau zum Tanz geholt. Ein breitflächiges Gesicht, herrlich geschwungene Augenbrauen, ein festes Kinn — die weiß, was sie will! Anita ist ein wenig bedrückt. Und schwarze Haare! Wunderbar!

„Klasse!“ sagt Kisdobrony und blickte dem tanzenden Paare nach. Anita hätte ihm am liebsten ins Gesicht geschlagen.

Das war Kisdobrony: Mischung von Pferdeknecht und Kavalier. Hasardeur. Vor allem Aristokrat. Herr unter Knechten und Bauern auf seinem kleinen Gut in der ungarischen Tiefebene, von dem nur die Schulden ihm gehörten.

Das war Kisdobrony — bis der Krieg kam und er aufatmen konnte. Nun hatte er die Zeit, die er brauchte.

Das ist Kisdobrony: Rittmeister. Lackstiefel mit Silbersporen. Feldbluse mit Umlegkragen — zum Teufel, er ist kein Salonheld, ein Schützengrabenschwein, ein Krieger.

Anita muß immer wieder auf seine braunen Hände sehen: lange, schmale Finger mit stumpfen, vielfach gesprungenen Nägeln. Zigarette im Mundwinkel. Seine Augen laufen wie kleine Mäuse im ganzen Saal herum, widerlich.

Der Rittmeister wettete: über den Generalstab und das Armeekommando und den Nachschub und die Verpflegung. Keine Munition und zu wenig Artillerie. Dörrgemüse für die Mannschaft — na, die spürt das nicht so, aber für drei Offiziere eine Fleischkonserve! Und da soll man den Krieg gewinnen? Nun, er hat sich's fein eingerichtet, da unten an der Piave. Ein Meierhof, Mädeln gäbe es dort, der ganze Hof voll, fünf Familien. Und alle müssen dort bleiben, müssen! Und wenn noch so viele Befehle von oben kommen, daß die Zivilbevölkerung evakuiert werden soll — Herrgott nochmal, da hat ihm niemand was dreinzureden! Jawohl, da gibt's gar nichts zu lachen, hörst du, Herr Leutnant! Wenn Kisdobrony mulatieren will, da hat kein Oberst und kein General — — nicht wahr? Mädeln sind da, fünfzehnjährige darunter, Brüste so — fest und weiß wie Kaisersemmeln —

„Weiße Kaisersemmeln — wann gibt's die wieder!“ Nagel hatte nur die letzten Worte gehört.

Kisdobrony, rittlings auf den Stuhl hingelümmelt, die Stimme heiser vom Wein, erhob sich jetzt, es ging nicht ganz leicht, aber er stand ohne zu schwanken — Kisdobrony verträgt schon was — pflanzte sich vor Anita auf:

„Und das gibt ein Gekreisch, wenn die Weiber aus den Betten müssen. Müssen —!“ Kisdobrony krächte.

„Da gibt's kein Parlamentieren, verstanden?“

Anita rauchte unbewegt ihre Zigarette, sah ganz starr den Rittmeister an, sah durch ihn hindurch.

Der bekam einen roten Kopf.

„Ich bin Ihnen wohl nicht fein genug, was?“ Und lachte grölend, mit verzerrtem Gesicht.

„Nein,“ sagte Anita einfach. „Kommen Sie, Herr Leutnant.“

Kisdobrony vertrat ihr den Weg, seine Stimme zitterte vor Wut:

„Sie — — und überhaupt — —“ wendet sich ab:

„Ach was, Tänzerin!“ Und zu Nagel, aber so laut, daß es Anita hören muß: „Hab' vergessen, daß Ballettmädels in Rage kommen, wenn das Wort Bett fällt.“

Leutnant Nagel beeilt sich, den guten Witz des Vorgesetzten pflichtschuldig zu belächeln:

„Apropos, fallen — —“

Da hat aber Kisdobrony schon seine Ohrfeige weg.

Der Rittmeister war so verblüfft, daß er einige Se-

kunden wie leblos schien, leichenfahl; dann schoß ihm das Blut zu Kopf, er zitterte so stark, daß es aussah, als könnte er jeden Augenblick zu Boden stürzen. Seine Kiefer mahlten; die Hand hielt den Säbelknauf umklammert.

Schon war die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Gruppe gelenkt, man umringte den Rittmeister. Nagel zog ihn schnell mit sich fort.

Kisdobrony wandte nicht den Blick von Anita. Da wandte sie sich gleichgültig ab.

„Bravo!“ sagte Karsten. Er wich nicht von ihrer Seite.

„Musik!“ schrie die Mainz und sang den Refrain: „— — — in Grinzing sein — —!“ Alle sangen mit. So wurde der Zwischenfall überbrückt.

Die Schwarze ging vorbei, ein Glas in der Hand, eine Flasche Wein in der andern. „Prost!“ und schenkte Anita ein.

Sie tranken und sahen sich dabei unverwandt in die Augen.

„Die Vornehmheit hätten Sie heute auch ruhig zu Hause lassen können.“ Die Stimme der Schwarzen hatte einen bösen Klang, Hohn schwang mit. Dann ließ sie Anita stehen und ging in die Ecke hinüber zum Rittmeister, setzte sich ihm auf die Knie, Arm um seinen Hals.

Anita fühlte, daß das ganze Zimmer um sie zu kreisen begann, riß sich zusammen:

„Wein!“ schrie sie, „Wein her!“

Von vier Seiten hielt man ihr gefüllte Gläser entgegen. Sie ergriff zuerst das von Karsten, stürzte es hinunter, dann ein zweites, sprang auf einen Stuhl — — „Prost!“

Während sie nach allen Seiten winkte, das Glas in der Hand, sah sie nur die Schwarze auf den Knien des Rittmeisters. Ellen heißt sie. Ihr das Glas an den Kopf werfen! war ihr einziger Gedanke. Mitten ins Gesicht!

Da hatte Anita die Rotblonde entdeckt, sprang vom Stuhl, lief auf sie zu, riß sie von der Seite Nagels, wirbelte mit ihr davon.

Die Musik ging jäh vom Walzer in einen Tango über. Anita, die Rotblonde wie eine Beute an sich gepreßt, tanzte. Im Nu strömten die Gäste aus den Nebenzimmern herbei, alle Gespräche verstummten, man bildete einen weiten Kreis um die beiden. Die Rotblonde hatte ein ziemlich verschüchtertes Lächeln um den Mund, Anitas Gesicht flammte. Sie zelebrierte den Tango so feierlich wie eine Messe, das war aufpeitschender als der obszönste Tanz.

„Schamlos!“ flüsterte Nagel und starrte fasziniert auf Anitas Beine, die weitausholend den Saal umkreisten.

Plötzlich hatten alle glänzende Augen, plötzlich wagte keiner den anderen anzublicken, dreißig Augen hingen gierig an Anita. Es war wie ein Rausch.

Die Mainz kreischte auf, jemand hatte sie von hinten um die Brust gefaßt. Dann, immer den Blick

auf Anita, lehnte sie sich zurück und ließ sich den Hals küssen. Dazu machte sie sinnliche Augen.

Anita sah es, biß die Lippen zusammen. Luder, dachte sie, ein Glas mitten ins Gesicht! Sie war noch immer bei der Schwarzen.

Die stand ganz vorne und schien völlig unbeteiligt. Der Rittmeister neben ihr, halb abgewendet, paffte Zigaretten.

Anita hielt die Rotblonde an sich gepreßt, verbiß sich mit einem Kuß in ihre Lippen. Die schrie ängstlich auf. Da stieß Anita sie von sich, wirbelte allein davon. Die Rotblonde war verstört stehengeblieben und schämte sich.

Anita brach mitten im Tanz ab.

Es brauchte einige Sekunden, bis die peinliche Stimmung überwunden war. Leutnant Nagel hatte seine Freundin beim Arm gefaßt, streichelte begütigend ihre Hand, war grenzenlos verwirrt. Es sah aus, als ob sie jeden Augenblick zu weinen anfangen würde. Nur das nicht, dachte Nagel, nur das nicht!

Karsten fühlte sich plötzlich furchtbar müde, der Kopf schmerzte. Er schüttelte es ab. Hol's der Teufel, es mußte gehen!

„Einen Kuß, Anita!“

Sie sah ihn an und lachte. „Das möchte Ihnen wohl so — —“ Dann sah sie seine unbeholfenen Bewegungen, trat zu ihm, gab ihm den Kuß. Einen flüchtigen Kuß auf die Stirn. Und verschwand im Trubel. Niemand hatte es bemerkt.

Karsten stand regungslos, verblüfft. Dann fuhr er sich mechanisch über die Stirne. Und dann — — straff richtete er sich auf, ein trotziger Zug um seinen Mund. Er verbeugte sich nach irgendeiner Richtung, schritt gerade zur Tür hinaus.

Also aus Mitleid! Ja, warum sollte sie ihm denn keinen Kuß geben — — einem Krüppel! Bande! Sie konnten ihm alle gestohlen bleiben mit ihrem Mitleid.

„Der lebt auch zu toll, unser Freund!“ meinte die Hausfrau, die Anita Brötchen anbot, und wies mit dem Kopf auf Karsten, der sich in der Türe den Säbel umschnallte. „Schauen Sie nur, er kann ja kaum noch stehen. Und überhaupt, höchst unpassend seine Lustigkeit, nicht?“

Da war Karsten schon hinausgestolpert. Das letzte, was Anita sah, war sein scheuer und feindseliger Blick.

Anita senkte müde den Kopf. Ihre grelle Ausgelassenheit war wie weggeköpft, so elend war ihr plötzlich. Sich in einen Winkel verkriechen und nichts mehr sehen, nichts hören — — und hörte die fettige Stimme der entrüsteten Hausfrau, die das Unpassende im Benehmen von Karsten durch Beispiele erläuterte:

„Unglück — schön, gewiß traurig; aber dann muß so einer auch Würde beweisen, nicht wahr? Aber er — — fühlt sich noch immer als Frauenjäger, ist wie verrückt hinter den Mädchen her — — stellen Sie sich nur so etwas im Bett vor!“ Sie wurde vertrau-

lich, flüsterte aufgeregt: „Ich denke oft, das muß doch für eine Frau gräßlich sein, nicht, mit so einem Mann im Bett! Also ich — nicht für eine Million, ist ja ekelhaft, nicht? Im Bett — —“ Sie kam von dem Wort nicht fort, das in ihrem Munde etwas aufdringlich Ordinäres bekam — „denken Sie nur, die Dolli Mainz findet nichts dabei, treibt es ganz offen mit ihm. Das ist doch pervers, finden Sie nicht auch?“

Sie sah, wie sich Anitas Mund zu einer höhnischen Grimasse verzog, mißverstand ihren Blick:

„Deswegen dürfen Sie nicht glauben, daß ich nur für Normal bin und so, Gott bewahre! Im Bett ist alles erlaubt — —“

Wenn sie noch einmal Bett sagt, spuck' ich ihr ins Gesicht, denkt Anita.

„ — — Wir modernen Frauen ohne Perversitäten! was? hahaha! Aber dann schon unter uns Mädchen und jedenfalls mit keinem Krüppel. Sind Sie eigentlich femme à l'homme?“ Ihre Augen blinzelten aufgeregt.

Der Gatte, Bankier, ein kleiner, dicker Mann mit großer Glatze, schnaufte herbei. Er schmatzte einen Kuß auf Anitas Arm.

„Sie trinken ja gar nichts, Gnädigste.“

„Wir plaudern lieber, nicht, Fräulein Berber?“

„Geheimnisse?“

„Nichts, was für die Ohren eines Mannes bestimmt ist.“ Sie hing sich in Anita ein, ganz stolz.

„Olala — Sie auch? Da fällt mir ein glänzender Witz ein: Eine Jungfrau — —“

„Aber Albert! Mein Mann ist Spezialist für ordinäre Witze, müssen Sie wissen.“

„Gute Witze sind immer ordinär.“

Anita verzog keine Miene. Sie zählte die Schweißperlen, die auf seiner Glatze standen; ihr wurde übel.

„Einen Augenblick!“ sagte sie und ging zum Büfett, trank auf einen Zug zwei Gläschen Kognak aus, stürzte ein großes Glas Portwein nach.

Der Hausherr applaudierte.

Sich besaufen, ordentlich besaufen! Anita trank mit einer wahren Wut.

„Kommen Sie, dort drüben ist es gemütlicher.“ Der Bankier zog sie ins Nebenzimmer.

Hier produzierte sich ein Telepath. Nur eine große Stehlampe brannte, durch einen dichten Schleier abgedämpft, der Raum lag im Halbdunkel. Das lockte alle Gäste hierher. Der Telepath war überzeugt, der Andrang gelte nur seinen Experimenten und spreizte sich in eitler Wichtigtuerei. Er sprach mit banalem Pathos, tat sehr geheimnisvoll, niemand hörte zu. Man drückte sich in Sofaecken, rekelte sich auf dem Teppich, in allen Ecken Geflüster, das Kichern der Mädchen, Küsse, gepreßte Seufzer. Es war sehr heiß, halbgeleerte Weingläser standen mitten auf dem Boden, Zigarettenstummel und Asche über die Teppiche verstreut.

„Um auf die Jungfrau zurückzukommen —“ Der Bankier ließ nicht locker.

Anita warf sich auf ein Sofa. „Also was ist's mit Ihrer Jungfrau?“ sagte sie so laut, daß der Telepath im Satz steckenblieb. Alles blickte gespannt zu ihr hinüber.

„Die Jungfrauen sollen leben!“ kicherte ein junger Fähnrich und war begeistert von seiner Schlagfertigkeit.

Man trank sich zu.

Der Telepath stand in dem ausgebrochenen Durcheinander ganz verwirrt, drückte sich dann gekränkt zur Tür hinaus und stillte seinen Ärger am Büfett mit Schweinebraten und Mokkatorte.

Der Bankier, mit einer Hand Anitas Beine streichelnd — sie hatte sich lang auf das Sofa ausgestreckt —, fühlte sich stolz Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit. Man mußte eben die Weiber zu nehmen verstehen. Er — — ob er nicht noch heute mit Anita —? Seine Frau und sie verstanden sich anscheinend sehr gut — ausgezeichnet! Seine Begeisterung sank, als ihm einfiel, daß ihm ähnliche Abenteuer nur mit seiner Frau als Partnerin gestattet waren.

„Aufregende Beine hast du!“ tröstete er sich und hatte wieder glänzende Augen.

„Komm her!“ sagte Anita, erhaschte die Rotblonde am Arm und zog sie auf das Sofa. „Weg da!“ Den Bankier stieß sie mit dem Fuß fort. „Mach Platz!“

Er, wütend, tat, als hätte Anita einen guten Witz gemacht, faßte ihren Fuß, hielt ihr Bein umklammert, sie zog es zurück, ihr Rock verschob sich, der nackte Oberschenkel wurde sichtbar. Der Bankier beugte sich vor, wollte das Bein küssen. Da hatte sie ihn aber schon vom Sofa hinuntergestoßen.

Alles eins, dachte sie dann verzweifelt und streifte nicht einmal den Rock zurecht.

Viele Männer umdrängten sie, boten ihr Likör an, Wein, Bonbons. Es war, als hätte das Stückchen weißer Haut, das unter Anitas Rock sichtbar geworden war, die letzten Fesseln gesellschaftlicher Konvention gesprengt. Gekreisch und Gejohle. Dolli Mainz mit zerrauftem Haar — der Rittmeister hatte seine Hand in ihren Rückenausschnitt geschoben — schüttelte sich vor Lachen. Die Hausfrau hielt sehr kokett ihren Rock bis über das Knie gerafft und ließ den jungen Fähnrich ihre Beine bewundern.

„Was ist mit der Jungfrau?“ schrie Nagel, um sich ein wenig bemerkbar zu machen. Er ärgerte sich, daß ihn seine Freundin so ohne weiteres stehen gelassen hatte.

„Deck dich zu, mein Schatz!“ rief die Schwarze von der Tür herüber. Es galt Anita.

Die sprang auf, zornbebend, beherrschte sich, die Stimme klang heiser:

„Habe gar nichts zu verbergen — Gott sei Dank!“ und hob den Rock bis zur Hüfte.

Man klatschte Beifall.

Die Schwarze kam mit zögernden Schritten heran.
 „Wettbewerb der schönsten Beine! Antreten zur Prüfung!“ gröhlte der Bankier.
 „Von Beinen verstehen Sie nichts, nur von Witzen,“ stellte die Schwarze sachlich fest.
 „Bravo —!“ — „Witze erzählen!“ — „Konkurrenz in ordinären Witzen!“ — „Was ist der Preis?“ — Alles schrie durcheinander.
 Dolli Mainz begann, sichtlich betrunken, etwas zu erzählen, blieb stecken, kam aus dem Lachen nicht heraus. Der Rittmeister hatte noch immer seine Hand unter ihrer Bluse. Sie lehnte keuchend an seiner Schulter.
 Anita zog der sich nur schwach wehrenden Rotblonden die Spangen aus dem Haar, es reichte dem Mädchen bis zur Brust. Als sie sich küßten, wären sie beinahe vom Sofa gefallen; die Schwarze stürzte sich über die beiden, riß Mia zu sich herüber.
 Anita rang mit Ellen, zerkratzte ihr die Hand. Man trennte sie.
 „Ich will tanzen!“ schrie Anita, „Musik!“
 „Aber nackt!“ schrie der Bankier.
 „Nackt!“ schrien die anderen.
 Der dicke Bankier — der Rittmeister — die Hausfrau — Karsten — Nagels dumme Visage — das Haar der Blonden — — alles kreiste um Anita, und dazwischen das entschlossene, höhnische Gesicht Ellens. Anita riß sich die Bluse herunter, riß ein Spitzentuch vom Klavier, Gläser klirrten zu Boden

— — schneller, toller! Sie würde es der Bande schon zeigen. Während sie sich in einen wilden Taumel peitschte, hörte sie ganz ferne und merkwürdig deutlich die Stimme ihres alten Professors: das Pack ansputzen, frech sein, da werden sie schon gekrochen kommen!

Sollte sie denn immer ausgesperrt bleiben von der Lust der andern? Würde sie nie ihre Kälte überwinden, ihr Unbeteiligtsein? Sie mußte den Rausch erzwingen! Nein, nein, nichts mehr denken, nichts sehen — und die Schwarze sollte zu ihren Füßen kauern und um einen Kuß betteln!

So peitschte sich Anita mit einer wilden Verzweiflung in einen rasenden Taumel, sprengte alle Hemmungen, tobte durch das Zimmer — die Männer und Frauen ringsum bekamen ein wenig Angst. Dieser jähe Ausbruch war auch zu unheimlich. Dolli Mainz wollte nicht zurückstehen, warf Anita ein gemeines Witzwort zu. Die antwortete mit einer Schamlosigkeit, die selbst Dolli verlegen machte. Der Rittmeister kniff sie in die Hüfte. Der Bankier schwamm in Seligkeit.

Da faßte sich Anita an den Kopf, schloß die Augen. „Ist Ihnen nicht gut?“ Ellen kam herbeigeschossen und hatte auf einmal etwas mütterlich Besorgtes in der Stimme.

Anita schob sie leicht von sich: „Danke, danke —“ Als sie aus dem Zimmer ging wie in einer Wolke von Bewunderung und Respekt, nahm sie blitzschnell alle

Einzelheiten wahr, jedes Gesicht, die gierigen Augen der Männer, des Rittmeisters freches Lächeln, bewundernde Blicke der Frauen.

Sie schritt wie eine Siegerin.

Im Badezimmer vor dem Spiegel stieg der Ekel so übermächtig in ihr auf, würgte sie, sie mußte erbrechen.

Dann preßte sie das Gesicht an das kühle Glas, fühlte sich elend und ganz nüchtern — grauenhaft. Sie dachte, daß sie am liebsten heulen würde und — lächelte sich zu. Mit Schminke und Stift malte sie sich eine triumphierende Fratze, zuerst ganz mechanisch, dann in einer gierigen Besessenheit, übertrieben rote Lippen, die Brauen zog sie über die ganze Stirn, grüne Schatten unter den Augen: das Gesicht verschwand unter einer phantastischen Maske. Die Maske triumphierte.

Drin sagte der Rittmeister: „Das ist die schamloseste Frau, die ich kenne.“ Er hatte seine Ohrfeige verschmerzt.

Dolli Mainz tat gekränkt.

„Eine total perverse Frau,“ stellte die Bankiersgattin abschließend fest. Bei sich dachte sie: Noch einmal lade ich sie nicht ein. Direkt zum Fürchten. Drei gute Gläser hat sie zerbrochen und sich nicht einmal entschuldigt.

Ihr Gatte träumte von außerordentlichen Genüssen, die ihm „dieses Weibsstück“ bieten würde. Wird eben eine Kleinigkeit kosten. Man hatte es ja.

Ellen wehrte ärgerlich ihre blonde Freundin ab: „Laß mich!“

„Hast dich wohl in die Berber verschossen?“ Es war zu viel für das blonde Mädchen: der Wein, der Tanz, Anita, die Treulosigkeit ihrer Freundin — sie sank auf das Sofa und heulte los.

Also doch, ärgerte sich Nagel, da haben wir die Bescherung. Tränen machten ihn hilflos. „Aber Schatzi,“ sagte er, „Schatzi —“ Etwas anderes fiel ihm nicht ein.

Als Anita wieder ins Zimmer trat, waren sich alle einig, daß sie sich unmöglich benommen habe. „Schließlich hat doch alles seine Grenzen —“ Da war niemand, der sich nicht beeilte, der Hausfrau beizupflichten. „Schauen Sie nur dies Gesicht an — pervers!“ Sie begeisterte sich so an dem Wort, daß sie es viermal wiederholte. „Ich finde keine andere Erklärung.“ Man glaubte es ihr und verabschiedete sich schnell. Es war wie eine Flucht.

Anita sah das, lachte böse. Als ihr Leutnant Nagel die Hand küssen wollte, sagte sie laut, daß man es durch zwei Zimmer hörte:

„Daheim wirst du mit deiner Freundin heute nicht viel anfangen können — na, du bist ohnehin wohl mehr für das Einfache! Viel Vergnügen!“ Und als er verwirrt zur Türe hinausstolperte, warf sie ihm noch ein Wort nach, daß sich jeder beeilte, aus ihrer Nähe zu kommen.

Ein junger Kadett brachte sie zum Wagen. „Morgen

gehe ich wieder an die Front,“ sagte er halblaut, als sie auf die Straße traten.

Anita blieb stehen, hielt seine Hand fest.

„Das — das tut mir sehr leid — wirklich.“ Sie hatte etwas so Schüchternes in der Stimme, daß der Junge sie erstaunt anblickte. Sie ist in mich verliebt, dachte er. Donnerwetter, so eine Eroberung! Schon beugte er sich vor, wollte sie küssen.

Sie entwand sich ihm leicht, fiel sofort wieder in ihren ordinären Ton:

„Na, denn auf Wiedersehen im Massengrab!“

Der Kadett stand mit offenem Mund. Der Wagen bog auf den Ring ein und war verschwunden.

IV.

Während Anita langsam die Treppen zu ihrem Zimmer hinaufstieg, Schritt für Schritt, empfand sie die Leere der nächtlichen Hotelhalle, der toten Korridore so drückend, daß sie am liebsten wieder umgekehrt wäre und hinausgestürzt auf die Straße. Aber wohin? Sie fühlte sich furchtbar müde und gleichzeitig erfüllt von einer fiebernden Unrast, die ihr wie ein böses Gift im Blut gärte. Der Gedanke an ihr Zimmer, an das bereitete Bett — vielleicht war die Tante noch wach und würde aus dem Nebenzimmer kommen, sie zu begrüßen, Fragen zu stellen, Ermahnungen auszuteilen — grauenhaft. Anita blieb mitten auf der Treppe stehen, starrte, als sähe sie so etwas zum ersten Male, eine matte Lampe der Deckenbeleuchtung an, dachte: mattes Glas... ob man das Milchglas nennt? Warum Milchglas? Milch — Glas... Glas Milch... scheußlich! Sie verzog vor Ekel den Mund: jetzt Milch trinken —? „Ausgeschlossen,“ sagte sie halblaut und sehr energisch. Ich will keine Milch, und überhaupt — — da fiel ihr ein, daß sie ja gar keine Milch zu trinken brauchte, und sie begann angestrengt nachzugrübeln, wie sie auf diesen absurden Gedanken gekommen war. Sie fand keine Lösung, erkannte, daß sie ihre durch-

einanderlaufenden Gedanken doch nicht zur Ordnung zwingen könnte, klammerte sich plötzlich an ein Paar Damenschuhe, die, achtlos hingeworfen, ein Schuh über dem andern, vor einer Tür lagen. Schwarze Lackschuhe; vor der nächsten Tür standen sehr korrekt zwei braune Männerstiefel. Die Flucht der weißen Türen, vor deren jeder kleine und große, braune und schwarze, grobe und vornehme Schuhe standen und lagen, bekam etwas Unheimliches. Die Schuhe erschienen jetzt wie lebendige Wesen, jedes Paar hatte sein besonderes Gesicht, es gab da traurige Tölpel und blasierte Kavaliers, lockere Dämchen und satte Spießer, einige schliefen, andere standen wie auf Posten, an der Tür rechts kugelten sich zwei Paare wie besoffen auf dem Teppich. Anita trat ganz nahe an sie heran, stieß sie übermütig mit dem Fuß zur Seite, lachte hell auf, wirbelte lachend den Korridor entlang, sah, daß sie vor dem Zimmer 58 stand, wurde wieder ganz ernst: warum 58? Merkwürdige Zahl — wie fett diese 8 aussah, protzig und aufgeblasen, und die 5 davor — widerlich! Anita strich mit dem Finger vorsichtig über die goldenen Ziffern, sekundenlang: 58 — hm — — und klinkte die Tür auf.

Drin sank sie auf das Bett, nahm sekundenschnell alle bis zum Überdruß bekannten Einzelheiten des Hotelzimmers auf: die blanken Wasserhähne, den Sprung im Spiegelschrank, den Öldruck über der Ottomane, sah alle diese Dinge jetzt wie aus weiter

Entfernung, ganz unbeteiligt und doch ungeheuer scharf wie durch ein umgekehrtes Opernglas, hatte einen faden Geschmack im Mund und das Gefühl, als wäre ihre Zunge ein Stück aufgequollener Gummi, sprang in einer Anwendung von Energie auf, sank sofort wieder in sich zusammen und schleppte sich so bis zum Waschtisch. Hier erst kam ihr zu Bewußtsein, daß sie noch im Abendmantel war, sie ließ ihn fallen, entkleidete sich langsam, Kleid und Wäsche glitten zu Boden und blieben hier liegen.

Im Kimono ging sie einige Male durch das Zimmer, drehte einen Wasserhahn auf und wieder zu, rückte Aschenbecher, Tintenfaß, Nachttischlampe zurecht, knipste den Lichtschalter an und wieder ab, trat auf den schmalen Balkon hinaus und atmete mit halbgeschlossenen Augen den herben Duft des welken Laubes. Kaum merklich schwankten die Wipfel der Kastanien, es sah aus, als erschauerten sie leise vor Kälte, aber das monotone Rascheln der fallenden Blätter schläfernte sie wieder ein. Ein fahler Schimmer des Morgens dämmerte herauf. Die Alleen des Rings waren menschenleer, von ferne hörte man den Takt sich nähernder Schritte.

Zwischen Wachen und Schlaf überfiel Anita das Gefühl, sie sei sich plötzlich so fremd geworden, daß es ganz zwecklos wäre, irgendeine Beziehung zu sich zu suchen. Was hatte sie überhaupt mit der Frau zu schaffen, die da auf dem Balkon stand? Anita fröstelte. Das Gefühl der Verlorenheit war so unge-

wohnt und bestürzend, daß ihr Herzschlag sekundenlang aussetzte. Sie mußte sich am Geländer anklammern, ihr schwindelte. „Schrecklich,“ flüsterte sie und hörte ihre eigene Stimme ganz weit weg.

„Schrecklich,“ murmelte der Kadett und schob die Kappe aus der Stirn. Bei jedem Schritt einknickend, torkelte er den Ring entlang, der Säbel schleppte nach, es gab regelmäßig einen hellen Klang, wenn er auf das Pflaster schlug.

Der Kadett ging mit halbgeschlossenen Augen, ließ sich in einem kindischen Trotz vorwärtstaumeln. Und dabei dachte er: Ich bin ja so müde. Ach, wie müde. Aber schlafen gehe ich doch nicht. Er empfand ehrliches Mitleid mit sich und also nicht die mindeste Veranlassung, zu dem Balkon des Hotel Bristol hinaufzublicken. Er sah nicht Anita, sie nicht ihn, jeder war ganz mit sich selbst beschäftigt und gerade deshalb dem anderen in dieser Minute so nah wie niemals mehr in den späteren Tagen und Wochen.

Ganz richtig: Kadett Neumann sollte am nächsten Tag an die Front gehen, er trug ja die Marschorder in der Tasche. „— — haben sich unverzüglich zu melden bei der 15-cm-Haubitzbatterie 35/7, Feldpost 609.“ — Nein, er hatte nicht renommiert, als er sich vorhin von Anita verabschiedete.

Renommiert? Ach, um aufrichtig zu sein, Neumann kam sich durchaus nicht als Held vor. Weder im allgemeinen noch im besonderen. Drei Wochen Urlaub waren vorüber, die ganzen Gagenersparnisse

von zehn Monaten Frontdienst verjubelt, versoffen, na eben weg, es war ganz selbstverständlich, daß er nun wieder hinaus mußte. Selbstverständlich und sogar erfreulich. Was tat man ohne Geld im Hinterland? Rekruten abrichten, Instruktionsstunde halten, sich von abgetakelten Obersten und Generalen schurigeln lassen — Neumann bekam beinahe Sehnsucht nach seiner Batterie. Und wenn ihn etwas verwirrte, so nur der Gedanke, daß die Aussicht, morgen an die Front abzugehen, ihn mit solcher Genugtuung erfüllte.

(Am nächsten Tag wurde sein Marschbefehl zurückgezogen und er zu einem Autokurs „einrückend gemacht“. Er hatte da Anspruch auf Feldzulage. Seine Freude darüber hob das Bedauern über den langweiligen Dienst auf. Und wenn ihn etwas verwirrte, so nur der Gedanke, daß ihn die Aussicht auf ein paar Kronen Zulage mit solcher im Hinblick auf seine antimilitaristische Gesinnung geradezu sträflichen Genugtuung erfüllte.)

Wir müssen ehrlicher gegen Neumann sein, als er es gegen sich selbst ist. Seine Gleichgültigkeit soll ihm nicht als Oberflächlichkeit und Stumpfheit angekreidet werden. Bitte nicht. Wie er jetzt den Ring entlang stolpert, die Kappe im Nacken, den Mantel offen, die Hände in den Hosentaschen — ein abschreckendes Beispiel „unvorschriftsmäßiger Adjustierung“ — ist er unseres Mitleids würdig. Er hat seine geraden Glieder und zwei Tapferkeitsmedail-

len, er wird — wir wissen es mit unbedingter Sicherheit und brauchen kein Geheimnis daraus zu machen — nie mehr an die Front gehen, weder morgen noch später, die Zeitungen, die in dieser Stunde aus der Rotationsmaschine kommen, tragen das Datum vom 3. September 1918, in acht Wochen ist der Krieg zu Ende, Neumann wird dann seine Uniform in einen Winkel werfen und seine alten Anzüge aus dem Schrank nehmen, leichte Schuhe, grauen Paletot, einen weichen Hut, sogar einen Regenschirm wird er tragen dürfen. Und doch müssen wir daran festhalten: Kadett Neumann ist unseres aufrichtigen Mitleids würdig; in dieser Nacht, in den folgenden Wochen, in den ganzen nächsten Jahren. Kadett Neumann ist ein hoffnungsloser Fall.

Kadett Neumann weiß das natürlich nicht. Ebenso wenig wie er eine Ahnung davon hat, was die nächste Zeit bringen wird, er weiß ja nicht einmal von seiner Abkommandierung zu dem Autokurs. „Schrecklich,“ hat er vor sich hingebrommt und dabei die schwarze Offizierskappe noch mehr in den Nacken geschoben. Aber hätte ihn jemand gefragt, was er denn so schrecklich finde, worauf sich sein Ausruf beziehe, er hätte keine klare Antwort geben können, er hätte nur hilflos die Achseln gezuckt und mit einer fahrigen Handbewegung etwas wie einen Kreis in die Luft gezeichnet. „Alles,“ hätte er geantwortet. „Das alles ist so schrecklich.“

Alles? Was alles?

Nun so — nicht wahr — hm. Diese widerlichen Gesellschaften, in denen man sich Abend für Abend herumtreibt, und die zu meiden man nicht die Kraft findet; schrecklich, daß man gerade diese platten Vergnügungen so gierig sucht, ja, jede solche Einladung mit besonderer Freude annimmt; dies Sichgemeinmachen mit Hohlköpfen und Halunken und dabei noch das Bemühen, in ihren Augen als vollwertig zu erscheinen; der Fraß im Hinterland und das Prassen in den Offizierskasinos; die besoffene Siegesstimmung in den Bars und die nüchterne Katastrophenstimmung an der Front; die Schlangen der angestellten Weiber vor der Markthalle und die Schlangen der angestellten Soldaten vor den Etappen-Bordellen; die patriotischen Leitartikel und die weißen Zensurlücken; die Verzweiflung über seine eigene Machtlosigkeit und das Sichtrösten mit seiner eigenen Machtlosigkeit; der Ekel vor diesem Leben und die Freude an diesem Leben — schrecklich.

Neumann blieb mit einem Ruck stehen: ob ich die Berber noch einmal wiedersehen werde? Im Nu war er ganz wach, alle bösen Gedanken wichen. „Es tut mir sehr leid, daß Sie an die Front müssen,“ hat sie gesagt. Es tut ihr sehr leid — warum tut es ihr leid? Weil sie gefühlt hat, daß ich nichts mit all den anderen Männern gemein habe. Aber vielleicht — vielleicht gefallen ihr gerade die anderen Männer, man weiß ja, wie solche Frauen sind.

Neumanns Zuversicht floh, er schloß wieder die Augen und torkelte weiter. Ach was, morgen gehe ich doch an die Front. Da hat man wenigstens Ruhe von diesem ewigen Spintisieren und bekommt die Erinnerungen säuberlich in Portionen zugemessen zwischen Dienst und Schlaf. Wieder an die Front — — ausgezeichnet. Wie — der — an — die — Front — Eine Stunde später lagen Anita und Neumann im bleiernen Schlaf: Anita in ihrem Salon im Bristol, Neumann in seinem Studierzimmer in der elterlichen Wohnung. Verzichteten wir auf die nur in Romanen so vorsorglich wirkende „Hand des Zufalls“ und stellen wir fest: Keiner dachte an den andern, sie träumten nicht voneinander, weder von ihrer Zukunft, noch von ihrer Vergangenheit, während die Gegenwart im grellen Schein von farbigen Leuchtraketen und dem Blitzen der Schnellfeuergeschütze, umbraust vom Heulen krepierender Granaten und Minen, begleitet von einer trostlos grauenhaften Symphonie aus Todesröcheln, Hurra und geilem Gekreisch, auch in dieser Septembernacht im 50. Monat des großen Krieges sich weder Schlaf noch Ruhe gönnte. Und da sollten Anita und Kadett Neumann dieser Gegenwart entrinnen können?

Sie trafen sich zwei Tage später in der Kärntner Straße. Zufällig. Anita hatte ihn im ersten Augenblick nicht erkannt. Als er ihr langatmig erklärte, warum er nicht an die Front abgereist sei, verstand sie gar nicht, was er von ihr wollte. Sie fand ihn

langweilig; aber da er bat, sie begleiten zu dürfen, willigte sie ein.

Auf der Terrasse des Kursalons tranken sie Tee. Es war ein sonniger Herbstnachmittag, das welke Laub leuchtete in vielen Farben, hinter dem Filigran der kahlen Äste schwamm der Himmel in mattem Blau.

Die Musik spielte, an den Tischen saßen elegante Offiziere, ihre braunen und blauen Waffenröcke, goldenen Verschnürungen, blitzenden Säbel und Orden fügten sich zu einem harmonisch-kriegerischen Bild. Viele helle Frauen- und Mädchengesichter, fast kein Zivilist. Um den Musikpavillon spielten Kinder Haschen und wußten noch gar nicht, daß sie das große Glück hatten, in einer großen Zeit zu leben.

Neumann sah nicht die Offiziere, nicht die spielenden Kinder, er sah nur Anita. Aber dabei dachte er: Wenn nur ein Kamerad vorbeikäme und gar ein Vorgesetzter, der würde Augen machen! Der Stolz, hier neben Anita zu sitzen, neben einer schönen und berühmten und eleganten Frau, überwog jedes andere Gefühl. Was ist Liebe, was Leidenschaft gegen das herrliche Glück, sich so bestätigt zu sehen! Man würde ihn für den Freund der Berber halten — war das nicht ebenso erhebend, wie es wirklich zu sein?

Ganz undeutlich fühlte Neumann, daß er so nicht denken durfte, er verachtete sich und beschloß — um sich zu trösten —: Er sei schrecklich in Anita verliebt.

Bei der zweiten Tasse Tee glaubte er es wirklich. Anita blickte über Neumann hinweg auf das Gewimmel der Menschen, fand das ganze Getriebe langweilig, die Musik scheußlich, hörte kaum zu, was der Kadett sprach, und vergnügte sich damit, eine geschmacklos herausgeputzte ältere Dame am Nebentisch so erbarmungslos zu fixieren, daß diese vor den sachlichen Röntgenblicken Anitas die Flucht ergriff. Als Anita dieses Spiel noch mit einem jungen Mädchen wiederholte, das sofort über und über rot wurde und dabei ein volles Glas Kaffee verschüttete, wurde sie auch dieser Zerstreuung müde und beschloß, diesen netten Jungen in sich verliebt zu machen.

So begann die große Tragödie der Leidenschaft zwischen Anita Berber und Hans Neumann.

Ich muß ihr beweisen, daß ich ein Ausnahmemensch bin, dachte der Kadett und sagte: „Ein schandbares Leben, das wir hier führen. Finden Sie nicht?“

Anita fand es auch.

Aber nun war Neumann im Zuge, begann, zuerst stockend, dann immer sicherer, seine sehr bitteren Beobachtungen über die Hohlheit des gesellschaftlichen Lebens zu entwickeln, über die Verlogenheit dieser Spießer, die ja niemals einen Hauch von Anitas wahren Wesen erhaschen würden.

„Und erst die Männer! Egoisten, Snobs, Feiglinge. Keiner, der den Mut hätte, sich rückhaltlos zu seiner Leidenschaft zu bekennen. Ich, gnädiges Fräulein,

ich stehe auf seiten der Frauen, unbedingt. Die Frau hat immer recht, weil sie Gefühlswesen ist, Instinktmensch. Und soviel ich von Frauen erdulden mußte, so sehr ich an ihnen gelitten habe — ach, wenn Sie wüßten — —“ Hier kam eine lange Pause, in der er Anitas sichtlich gewecktes Interesse auskostete. Dann eine müde Handbewegung: „Ich klage keine Frau an. Die Männer sind schuld, immer nur sie.“

Anita widersprach nicht. Wohinaus wollte der Junge, dachte sie mehr mißtrauisch als neugierig.

Neumann, nun schon sehr bewußt den von tragischen Erlebnissen Gezeichneten posierend, zerbröckelte eine Zigarette nach der anderen.

„Sie sind furchtbar nervös,“ sagte Anita und nahm ihm die Zigaretten aus der Hand. Ihre Bewegung war zarter, als sie es selbst beabsichtigte. Das muß ein guter Mensch sein, dachte sie und wurde froh.

„Sie sind viel zu schade für diese Männer,“ stellte Neumann fest. „Sehen Sie das nicht ein?“

Nein, das konnte Anita nicht zugeben. „Was wissen Sie von mir? Sie überschätzen mich.“

Neumann, förmlich entsetzt: „Wie können Sie so etwas sagen?“

Anita, immer bitterer, ganz glücklich, sich in eine richtige Verzweiflungsstimmung hineinsteigern zu können, glücklich, einen so hingebenden Zuhörer zu haben: „Mir ist ja doch nicht zu helfen.“

„Sagen Sie das nicht, bitte nicht!“ Neumann ergriff

beschwörend Anitas Hände. Sie entzog sie ihm nicht, während er jetzt in abgerissenen Sätzen mit heiserer Stimme — — ihr seine Liebe erklärte? Ach, sollte er ihr wie die übrigen Männer von Liebe reden? „Nur im Schweigen verstehen sich zwei Menschen ganz.“

„Wie wahr!“ bestätigte Anita. (Aber da sprachen sie schon beide so schnell aufeinander ein und aneinander vorbei, daß keiner seine Sätze beenden konnte.)

„Warum werfen Sie sich an Männer weg, die Ihrer nicht würdig sind? An solche Frauen?“

„Warum? Weil — —“

Neumann unterbrach: „Weil Sie müde sind, weil Sie den Glauben verloren haben, daß das Leben Ihnen noch etwas zu bieten vermag. Sie wollen sich betäuben, vergessen. Genau so wie ich. Wir sind uns überhaupt sehr ähnlich.“

„Ja, wir sind uns sehr ähnlich,“ bestätigte Anita und drückte seine Hand.

„Sie müssen wieder Mut finden, Zuversicht.“ Und mit einem kühnen Sprung: „Sie müssen an mich glauben! Sie müssen!“

„Wenn man das könnte!“ Anita, 18 Jahre alt, fühlte in diesem Augenblick die Last von sechs Jahrzehnten auf ihren Schultern, die Enttäuschungen eines sehr langen, verpfuschten Lebens. Wie wohl das tat, so bemitleidet zu werden. Hier war endlich ein Mann, der sie verstand. Sagte er es nicht selbst?

„Oh, ich verstehe Sie,“ sagte er mit entrücktem Lächeln und Anita glaubte ihm. Sie glaubte ihm auch, daß noch niemand sie wirklich verstanden habe, keiner ihrer Freunde, die Mutter schon gar nicht, weil sie ein ungeheuer kompliziertes Wesen sei, ein unglückliches Geschöpf, eine große Künstlerin.

Aber da sprang Neumann schon auf ein anderes Thema über.

„Sie sind zu nachgiebig. Sie verschwenden sich. Die Kunst fordert Selbstzucht. Oh, das soll nicht heißen, daß ich Ihnen Moral predigen will. Sie und ich — wir sind Ausnahmemenschen — —“

Der Kreis war geschlossen. Sie saßen wie hinter einer undurchdringlichen Mauer, weit weg von dem Pöbel, der um sie lärmte und lachte, sie hielten ihre Hände umklammert und wußten: das ist die große Liebe.

Die Mauer fiel, die Hände lösten sich. Kisdobrony stand vor ihnen, neben ihm Ellen. Neumann sprang auf und hatte das Gefühl, in einen tiefen Brunnen zu stürzen.

Ellen lächelte spöttisch — oder schien das Neumann nur so? Er schlug einen leichten und übermütigen Ton an, erkundigte sich sehr interessiert nach Fräulein Mia, und wie den Damen der letzte Abend gefallen habe, sprach, sprach und fühlte, wie Anita ihm inzwischen immer mehr entglitt. Sie tuschelte mit Ellen, hatte jetzt keinen Blick für ihn. Da brach

er ab, versteckte seine Verzweiflung hinter einer müden Blasiertheit.

„Sie gehen doch mit?“ wendete sich Anita an ihn.

„Wohin?“ fragte Neumann.

„In die ‚Femina‘. Großer Rummel dort. Geh, komm mit!“ Kisdobrony hing sich an seinen Arm. Anita und Ellen schritten schon dem Ausgang zu.

Da riß sich Neumann zusammen, überholte die Damen.

„Entschuldigen Sie vielmals, Fräulein, aber ich muß mich jetzt verabschieden.“ Und sah dabei Anita starr in die Augen.

Sie war verblüfft. „Aber warum denn?“

Ellen legte sich ins Mittel: „Haben Sie Dienst?“

Kisdobrony: „Geh, mach keine Geschichten!“

Neumann, ganz förmlich: „Gute Unterhaltung!“

Anita verstand noch immer nicht. „Einen Augenblick!“ Sie zog ihn beiseite. „Warum wollen Sie nicht mitkommen?“

„Legen Sie denn so großen Wert auf meine Anwesenheit?“ Das kam großartig heraus, ein wenig traurig, ein wenig ironisch. Ich muß jetzt fest bleiben, dachte Neumann und biß die Zähne zusammen. Ob ich eine Träne zeigen soll? Nein, keine Träne, entschied er, schluckte heftig, wandte den Kopf weg.

Anita nahm seine Hand, drückte sie krampfhaft; dann trotzig — er sollte nur sehen, welch hoffnungsloser Fall sie war:

„Verachten Sie mich? Geben Sie's auf. Sie sind viel

zu gut für mich.“ Und das in einem Ton — einfach großartig.

Er gab keine Antwort.

Sekundenlang standen sie so. Dann riß sie sich los. Verzweifelt: „Sie müssen morgen zu mir kommen, bitte! Ich erwarte Sie.“ Und wieder Händedruck. Ihre Stimme zitterte. „Bestimmt?“

Weg waren sie.

Neumann blieb zurück, stand mit offenem Mund.

Aber — aber — er wäre ja mitgegangen. Wollten sie ihn los sein? Nun gut, er drängte sich nicht auf. Sie sollte schon fühlen, sie würde schon sehen — —! Ob er nicht doch wie zufällig später hingehen könnte? Nein, auf so eine Frau kann man nur durch Festigkeit wirken. Sie war ohne ihn gegangen, sie hatte ihn beleidigt — gut! das durfte er sich nicht bieten lassen. Schluß! Und morgen würde er sie auch nicht aufsuchen. Weder morgen noch überhaupt. Schluß! Schluß! Das dritte „Schluß!“ schrie er beinahe. Zwei Passanten sahen ihm erstaunt nach. Mit einer Handbewegung, die alle Einwände endgültig beiseitefegte, bekräftigte er seinen Entschluß. Das Kapitel Anita war für immer abgeschlossen. Unwiderruflich.

Eine halbe Stunde später stand er vor Anita in der „Femina“.

Sie lächelte ihm zu, winkte ihn heran, als er in den Saal trat.

„Nein, so ein Zufall, daß wir uns noch einmal treffen! Ich wußte gar nicht, daß Sie hier sind.“

Niemand weigerte sich, den Zufall anzuerkennen, und Anita lächelte ihn an. Ihn allein! Nun war alles wieder gut.

„Bringen Sie mir — ach, was Sie wollen!“ befahl Neumann dem Kellner, und absichtlich sprach er lauter, von oben herab. Er bemerkte, daß man ihn musterte, und lächelte selbstzufrieden: lächelnd erwiderte er den lockenden Blick eines kleinen Tanzmädchens.

Die Musik, die bis nun geschwiegen hatte, setzte mit einem lauten Tusch ein. Scharf, abgehackt, gleichsam zerrissen schwangen die Töne durch den Saal. Anita war wieder in ihr leises Gespräch mit Ellen vertieft.

Neumann lehnte sich zurück und gähnte verstohlen. Das Gefühl der Freude und Selbstzufriedenheit, das ihn eben noch so beglückt hatte, war weg. Wieder befiel ihn Unruhe und Leere wie ein schmerzhafter Krampf. Am liebsten wäre er gleich aufgestanden und weggegangen in irgendein anderes Café, wie er das jetzt auf Urlaub fast täglich zu tun pflegte, da er von Nachtlokal zu Nachtlokal zog, von einer Bar in die andere, nur um die paar Minuten Spannung beim Eintritt auszukosten, dieselbe Szene immer wieder von neuem spielen zu können. Das war Erlebnis, in diesen wenigen Minuten rückte alles andere in den Hintergrund, war er souverän wie der Schauspieler, der die Bühne betritt und die Augen des ganzen Publikums auf sich gerichtet sieht: hin-

ter sich ein Vorhang, der Vergangenheit, Gegenwart, Gedanken, Träume, Zweifel abschließt, vor sich das Neue, das Wunderbare, das große Erlebnis, das nun kommen wird, kommen muß, seiner harrt, von ihm gelebt sein will.

Und wieder nichts. Was tat er noch hier? Das Erlebnis hieß Anita. Anita hatte keinen Blick mehr für ihn.

„Komisch —“ sagte ein Oberleutnant, der neben Kisdobrony saß, und beugte sich zu Neumann herüber, „dieser Dreck, das ist für mich das Gräßlichste an der Front. Und das Sichnichtwaschenkönnen. Verstehen Sie? — — Aha, aus der ‚Bajadere‘ — — ausgezeichnete Kapelle.“

Neumann hatte kein Wort verstanden und sah den Oberleutnant leer an. Aber laut sagte er: „Vollkommen Ihrer Meinung, Herr Oberleutnant. Ganz meine Ansicht.“

Wenn Neumann später an diesen Tag zurückdachte, so erinnerte er sich immer nur an dies: Ein goldgerahmter Spiegel und darin ein lächelndes, ausdrucksloses Gesicht. Er starrt es an, lange. Erst Minuten später kommt ihm zu Bewußtsein, daß der dort drüben im Spiegel er selber ist. Sonderbar. Und beinahe unheimlich.

Aber so war ja das Ganze: nichts, woran man sich klammern kann, alles entgleitet einem zwischen den Fingern, die vertrautesten Dinge erscheinen auf einmal fremd und unfaßbar; un—faßbar.

Mit diesem Abend in der „Femina“ fing es an. „Schöne Hände haben Sie!“ hat Anita gesagt. Neumann ist rot geworden. Aber bevor er noch etwas entgegen kann, ist sie aufgestanden und schlüpft in den Pelz, den ihr Kisdobrony reicht. Sie ist müde, um zehn Uhr muß sie auf der Probe sein, auf Wiedersehen. Kisdobrony begleitet sie.

Nun soll das einer verstehen! Händedruck und weg. Neumann hatte noch nicht einmal die Möglichkeit, zwei Worte mit ihr zu sprechen.

Ihn läßt sie einfach stehen, und Kisdobrony darf sie ins Hotel begleiten. Nach allem, was vorgefallen ist.

Aber was ist denn vorgefallen? Nichts, muß Neumann zugeben. Dies „Nichts“ jagt ihm das Blut zu Kopf. Zuerst ist sie mir im Stadtpark davongelaufen und jetzt wieder. Sie macht sich einfach lustig über mich.

Die Brust voller Tränen, bittere, ungeweinte Tränen schnüren ihm die Kehle zu, so geht er ziellos irgendwohin ins Finstere.

Schöne Hände haben Sie! Was wollte sie damit? Nein, und sie liebt ihn doch! Sie weiß, daß er anders einzuschätzen ist als — —

— als Kisdobrony, was? Nun, er pfeift auf ihre Achtung und ihr Vertrauen! Freundschaft, was? Gegenseitiges Verstehen, was? Danke! Geschenk! Aber Kisdobrony, ja, der weiß sie zu behandeln, sie verdient es eben nicht anders. Herr Kisdobrony! Schuft!

Wohin begleitet er Sie denn, Fräulein Berber? Ins Hotel, was? Ins Zimmer, was? Ins Bett, was?

„Dirne!“ sagt Neumann laut. Das Wort klingt so dumm, und er hat es so pathetisch hinausgeschmettert, daß er unwillkürlich lächeln muß. Ein verzweifeltes Lächeln. Die Vorstellung, daß, während er über den Graben nach Hause tappt, drüben im Bristol — Neumann beginnt fast zu laufen. Schweiß steht ihm auf der Stirne, die Kehle trocken, die Augen brennen so, daß er sie kaum offen halten kann. Neumann rennt weiter. Bristol — Zimmer — Kisdobrony — Bett — Zimmer — Bristol — — Immer dieselben Worte, die er vor sich hinlallt. Und immer neue Bilder, die er mit schmerzenden Augen aus dem Dunkel erspäht: Anita im Pelz — Anita lachend — Anita nackt — Anita in Kisdobronys Armen — Anita — Anita stand inzwischen am Telephon und verlangte zum zehnten Male die Nummer, die Neumann ihr nachmittags im Kursalon angegeben hatte. Sie warf den erstaunten Telephonistinnen die wildesten Schimpfworte an den Kopf, alarmierte die Zentrale, verlangte Auskunft, Kontrolle, die Aufsicht, brüllte, daß die Zimmernachbarn links und rechts aus dem Schlaf fuhren und wütend an die Wand zu trommeln begannen. „Kusch!“ schrie sie und bearbeitete weiter wie irrsinnig das Telephon.

Neumann meldete sich nicht.

Natürlich, treibt sich mit Weibern herum, der Hund! Nicht einmal die Hand hat er ihr zum Abschied ge-

küßt. Große Worte und nichts dahinter. Und sie hat ihm natürlich geglaubt. Liebe — hahaha! Zwei Stunden später liegt er schon mit irgendeiner Hure im Bett.

Aber ihr geschieht schon recht. Nun, sie läßt sich nicht so behandeln! Sie nicht! Wenn er morgen kommt — sie wird ihm Vitriol ins Gesicht schütten. Sie wird ihn überhaupt nicht empfangen, ihn nie mehr sehen und ihm die Nase abbeißen — — nein, mit der Reitpeitsche — —

Diese Vorstellung beruhigt sie ein wenig. Sie läßt das Telephon sinken, sinkt auf die Ottomane, vergräbt ihren Kopf in den Polstern und weint. Leise zuerst, aber dann wird ihr bewußt, daß sie weint, und das erschüttert sie so, daß sie immer von neuem zu schluchzen beginnt, immer lauter, immer verzweifelter.

Ganz unvermittelt wird sie still, erhebt sich mit Anstrengung, schleppt sich zum Spiegel, preßt das heiße Gesicht ans Glas und sagt laut, mit einer fremden Stimme:

„Du hast mich betrogen!“ Dann nickt sie sich ernst zu, halb mitleidig, halb anerkennend, erinnert sich, daß sie um zehn Uhr auf der Probe sein muß, und fällt müde aufs Bett. Sie nimmt sich kaum Zeit, das Kleid abzustreifen. So schläft sie ein.

So fing es an und so ging es weiter.

Sahen sie sich eine Stunde nicht, so litten sie Qua-

len. Anita wollte ihn keine Minute allein lassen, verfolgte ihn mit Telephon und Boten, machte ihm gräßliche Szenen, wenn er in die Kaserne ging, brachte ihn selbst mit dem Wagen hin, holte ihn selbst ab, wartete, wartete, tobte, daß sie immer so lange warten müsse — natürlich betrog er sie, hatte gewiß irgendein Frauenzimmer in der Kaserne versteckt, man weiß ja.

Waren sie zusammen, so stießen sie sich an den Mauern wund, die Mißtrauen, Mißverstehen zwischen ihnen immer von neuem aufrichtete. Jedes Wort bekam plötzlich eine Nebenbedeutung, jedes Lächeln eine geheime Absicht:

„Schönes Wetter heute.“

„Ah, tut's dir schon leid? Willst wieder weglaufen, was? Bitte, bitte, ich halte dich nicht. Wenn du glaubst —“

„Du weißt ganz gut —“

„Gar nichts weiß ich.“

„So? Du weißt nichts? Traurig genug.“

„Natürlich wieder Vorwürfe!“

„Du machst doch mir Vorwürfe —!“

„Ich mache dir gar nichts. Wenn du glaubst —“

„Wenn du glaubst —“

„Ich lasse mich nicht so behandeln —“

„Schrei nicht mit mir!“

„Du schreist!“

„Ich rede so laut, wie es mir paßt —“

„Bitte.“

„Auf deine Erlaubnis verzichte ich.“

Er versucht einzulenken: „Aber Anita —“

Sie, durch diese Nachgiebigkeit nur noch mehr aufgestachelt: „Feigling! Wenn du wüßtest, wie widerlich du mir bist!“

Er, den aufsteigenden Zorn nur mühsam hinter einer ironischen Maske verbergend: „So? Auf einmal!“

„Dummkopf! Was bildest du dir eigentlich ein? Weil du mit mir im Bett gelegen bist — auch schon was! Das kann jeder von mir haben!“

Der Hieb sitzt. Neumann bekommt einen roten Kopf.

„Halt den Mund!“

„Ich rede, wie es mir gefällt!“

„Aber mir gefällt es nicht.“

„Da sieh mal an —“

„Wenn es dir gefällt, dich gemein zu machen — —“

Ganz pathetisch: „Ich lasse mir meine Liebe nicht besudeln!“ Und preßt dabei ihre Hände, rollt die Augen und knirscht mit den Zähnen.

Hab' ich dich? frohlockt Anita. Nun erst recht:

„Laß sofort los!“

„Wenn ich will.“

„Wenn ich will!“ Dabei reißt sie sich los und schlägt ihm ins Gesicht.

Neumann steht eine Sekunde starr. Dann kommt ihm zu Bewußtsein, daß sie ihn geschlagen hat, er kommt sich furchtbar lächerlich vor, die Wange

brennt — aber da sind schon Sekunden vergangen, er sieht ihr Gesicht höhnisch lächelnd ganz nah vor sich — — Sie schlagen, ihr weh tun! ist sein einziger Gedanke. Und steht noch immer auf demselben Fleck. Ich kann nicht, fühlt er.

Sie wendet sich gleichgültig ab. „Auf Wiedersehen.“

Da stürzt er sich auf sie, dann umklammert er ihre Arme, will sie küssen — schmeckt Blut, sie hat ihn in die Lippen gebissen, ihm schwindelt, der Schmerz jagt ihn hoch, er schlägt zu mit aller Kraft.

Und im selben Augenblick ist er nüchtern, vergräbt voll Scham das Gesicht in den Händen, sinkt zu ihren Füßen nieder, streichelt ihre Wangen —

„Du — du —!“

Beide sind auf den Boden gesunken, beide haben Tränen in den Augen, beide stammeln, keuchen, flüstern sinnlose Worte:

„Du — du — du — — —“

Später:

„Wo soll das enden?“ fragt Neumann und kühlt die geschwollenen Lippen mit einem nassen Tuch.

„Armes!“ tröstet Anita. „Liebes! Laß sehen. Oh — oh —!“ Sie tupft ihm behutsam das Blut weg, sie kämmt ihm das Haar — es ist alles wieder gut. Wie schön ist das Leben.“

Und so ging es weiter.

Draußen war Krieg, Hunger, Tod und Grauen. Drau-

Ben waren Extraausgaben und Heeresberichte und Regimentsbefehle, Dienst und Proben und Auftreten. Draußen — irgendwo auf einem andern Stern. Was ging das sie an?

Neumann versäumte den Dienst, Anita kam nicht auf die Proben. Mit einem kindischen Trotz ließen sie sich treiben.

So rasten sie durch Tage und Nächte.

Neumann, in den lichten Augenblicken, da er zur Wirklichkeit erwachte, suchte einzulenken: Wie soll das nur enden? fragte er sich immer wieder. Und immer angstvoller.

Anita lachte ihn aus. Wurde plötzlich böse: „Feigling! So geh doch weg! Geh nach Haus! Geh! Halt ich dich denn?“

„Aber so versteh doch!“

„Aber natürlich versteh ich. Du hast ganz recht.“

Ihre kühle Sachlichkeit schmettete ihn nieder.

„Nein, nein, ich habe nicht recht! Ich habe nicht recht! Schick mich nicht fort! Halt mich fest!“

Anita triumphierte. Ihr Gesicht leuchtete vor Stolz. Ganz leise sprach sie:

„Ich lass' dich nicht! Ich halte dich.“

Das waren die glücklichsten Stunden.

Es gab auch böse Stunden. Es gab mehr böse Stunden.

Eine solche war es, als sie beschlossen, nach Budapest zu fahren.

Sie hatten wieder Streit gehabt, grundlos. Im Scherz

hatte es begonnen, und auf einmal standen sie sich mit verzerrten Gesichtern gegenüber.

Anita tobte: „Was willst du von mir? Laß mich in Frieden! Scher dich fort!“

„Du! wenn ich geh' — ich komme nicht wieder!“

„Wenn du nur einmal Ernst machen wolltest!“

Mit jäher Entschlossenheit nimmt Neumann Kappe und Mantel, schnallt den Säbel um, geht langsam zur Tür. Und dabei denkt er: Das ist also das Ende. Vielleicht ist es gut, daß es so ist. Ruhe! Schlaf! Endlich schlafen können! Er ist beinahe glücklich.

In der Türe dreht er sich um, mit förmlicher Verbeugung:

„Auf Wiedersehen.“

„Auf Wiedersehen.“

Noch zögert er, da sieht er im Geiste sein Bett vor sich, sein stilles Zimmer; wie herrlich es dort sein muß, sich endlich ausschlafen können —! er wendet sich ab und klinkt die Türe auf.

Anita schreit gellend auf. Sie stürzt ihm nach, sie klammert sich an ihn.

Unvermittelt stößt sie ihn weg: „Geh! Geh! Ach, dich nicht mehr sehen müssen, du — du Schwächling!“

Neumann fühlt, wie ihm alles Blut zu Kopf schießt. „Was?“

„Ja, Schwächling! Wenn du Kraft hättest, Mut, du wagst ja nicht einmal, mich zu schlagen! Läßt

dich wie einen Schuhfetzen behandeln! Schwächling!
Schwächling!“

Als sie zwei Stunden später in der Bar den Tee tranken — Neumann hatte zwei lange blutige Kratzer im Gesicht zur Not mit Heftpflaster verklebt, an Anitas Hals leuchtete ein blauer Fleck —, fühlten sie sich furchtbar traurig.

„Wir müssen wegfahren,“ entschied Anita. „Ich nehme das Engagement nach Budapest an, und du begleitest mich.“

Er wollte etwas erwidern.

„Aha — Dienst! Hast Angst, was?“

„Angst —?“

Sie, ganz zart, auf einmal sehr einsichtsvoll und vernünftig: „Weißt du, eigentlich hast du recht. Ich fahre lieber allein, es ist besser so, nicht, Liebes? Und wir schreiben uns jeden Tag.“

Ich bin feig, dachte Neumann. Ich mache mich ja lächerlich. Immer nur Hemmungen und Bedenken, sie muß mich ja verachten.

In seine Gedanken hinein sagte Anita: „Morgen fahre ich. Ist's dir recht?“

Da beschloß denn Neumann natürlich, Anita zu begleiten.

Am nächsten Tag — er hatte seine Mutter sterben lassen, um Urlaub zu bekommen — reisten sie.

So ging es weiter und so endete es.

Da ist die Donau, die träge ihre grauen Fluten vorbeiwälzt. Und weiter rückwärts — dort drüben — Rauch und Qualm: Budapest. Nur die Konturen der Häuser, gleißende Kuppeln und spitze Türme sieht man aus dem Dunst steigen. Und über allem ist Herbst, ein kranker, grauer, müder Sonntagnachmittag.

Die Margaretheninsel: Ein großer Park, gepflegt, nüchtern und langweilig. Weite Rasenflächen, Kioske und Milchtrinkhallen, die schon gesperrt sind und deren verschlossene Türen und Fenster mißmutig, fast anklagend in die Luft starren wie die Augen eines Blinden.

Keine Sonne. Grau — grau. Kein Windhauch, nur das monotone Rascheln der fallenden Blätter. So still ist es.

Nur wenige Leute gehen vorüber. Ältere Männer und Frauen, die den freien Sonntag genießen wollen, oder eine Bonne, die kleine Buben und Mädchen spazierenführt.

Anita und Neumann kommen langsam des Weges. Nebeneinander gehen sie und fühlen doch, daß eine breite, unüberbrückbare Kluft zwischen ihnen ist. Ihr Schweigen macht die Kluft immer breiter, immer tiefer.

Neumann nimmt einen Anlauf: „Morgen um diese Zeit bin ich wieder in Wien. Na ja.“ Er gähnt gelangweilt.

„Und wann wir uns wiedersehen — —“

Neumann zuckt ärgerlich die Achseln: „Dummheiten! Du kommst doch in acht Tagen nach.“

„Vielleicht. Du legst ja keinen großen Wert darauf.“ Eine tiefe Falte der Müdigkeit ist um Anitas Mund eingegraben.

Wie häßlich diese Falte ist. Neumann will etwas sagen, aber da schweigt er trotzig. Ich kann nicht mehr, denkt er; und voller Groll: ich mach' nicht mehr mit.

„Na, hoffentlich bedauerst du nur nicht zu sehr, daß du mich begleitet hast.“ Sehr spöttisch klingt das und ein wenig bitter.

Neumann streift sie mit einem lauernden Blick. „Aha, schon wieder Vorwürfe?! Lange nicht gehört.“

Anita gibt keine Antwort und sieht starr in die Luft.

Auch Neumann schweigt mit eingekniffenen Lippen. Seine Schuld. Blödsinn, sich so zu binden. Sie hat einen Sklaven aus ihm gemacht. Andere Kameraden genießen ihren Urlaub, erleben Abenteuer und Romane, die schönsten Frauen fallen ihnen zu, er — ein Schwächling, der nicht Schluß machen kann. Hätte es schon längst tun sollen. Ist das ein Leben? Zum Teufel, wir sind doch nicht verheiratet. Neumann läßt ärgerlich den Säbel auf den Boden schlagen.

Nun streift sie ihn mit einem lauernden Blick.

Neumann wird unsicher, will begütigend ihren Arm nehmen.

„Laß das — es ist mir zu heiß.“ Sie macht einige Schritte zur Seite.

Und jetzt ist das Schweigen, das zwischen ihnen geht, feindselig und hämisch.

Es wird langsam dunkel. Aus dem Fluß kriecht nasser Nebel, der sich wie ein feiner Schleier über alles legt.

Das ist traurig.

Da kommen alle Gedanken, die man einmal verjagt hat, alle unerfüllten Wünsche, alle Enttäuschungen. Eigentlich hatte er sie nie geliebt. Vielleicht im Anfang — ? Auch nicht. Sein ewiges Schicksal: er kann nicht nein sagen. Er sollte eine Komödie schreiben: „Der Mann, der nicht nein sagen kann.“ Aber sie ist nicht komisch, diese Komödie.

Noch immer betrachtet ihn Anita von der Seite. Wie blaß er doch ist. Und da sagt sie leise, wie zu sich selbst:

„Du bist schuld. Du weckst alles Böse in mir. Ich weiß, daß ich dir unrecht tue und dich quäle — du bist schuld.“

Sie streichelt leise seine Hand.

„Nicht...!“ Er will auffahren — und ist still.

Und dann küßt sie ihn ... und dann wieder ... und dann sind sie in einem ganz versteckten Winkel ... die Dämmerung ist da — —

In dem sinkenden Nebel, auf einer weiten Wiese, nimmt Neumann Anita, während er denkt, daß er sie sicher nicht mehr liebt, sich seiner selbst schämt

— — — nein, er will nicht denken, nur vergessen
— — vergessen —

Anita starrt verzweifelt ins leere Grau des Himmels. Warum? Warum —? Sie kann die Frage nicht zu Ende denken.

Und ihnen beiden ist so, so traurig zumute.

Nun ist es fast ganz dunkel. Das Weiße des Kiesweges leuchtet wie Phosphor.

Langsam gehen die beiden. Neumann hat im Hals eine dicke, schleimige Kugel, den Ekel. Und auch Anita fühlt diese Stimmung wie etwas Feindseliges und Fremdes, daß sie vor Kälte erschauert.

„Der Mann, der nicht nein sagen kann“, denkt Neumann.

„Die Frau, die zu sehr liebt“, denkt Anita.

An einer langen Reihe Sessel kommen sie jetzt vorbei. Alle weiß gestrichen, alle im gleichen Abstand, endlos. Das ist so unheimlich — trostlos. Neumann fühlt es wie einen körperlichen Schmerz: Sessel an Sessel, und das Weiße ist wie die fahle Gesichtsfarbe eines Toten.

Neumann kann nicht die Augen davon wenden. Und gleichzeitig fallen ihm alle möglichen bösen Gedanken ein und der Ekel würgt ihn, gemeiner Ekel. Er sieht Anita an, die müde und stumpf neben ihm geht, er ärgert sich über sie und über sich selbst. Er muß Schluß machen. Viel besser so. Klarheit!

„Könntest auch ein Wort reden! In guter Stimmung

scheinst du heute zu sein!“ Anita kräuselt bitter die Lippen.

„Ich bin nicht für meine Stimmung verantwortlich.“

„Ich aber auch nicht für deine.“

„Aha, schon wieder beleidigt. Das ist ja nicht zum Aushalten —“

„So geh’ doch weg!“ |

Ganz nah stehen sie jetzt beieinander und messen sich mit höhnischen Blicken, kalt und böse.

Zwischen ihnen steht groß und mächtig der — Haß.

Und jetzt . . .

Da hört man in der Ferne die Klänge eines Marsches. Militär rückt von einer Übung in die Stadt ein. Hell schmettern die Töne über den Fluß. Und dazu der Takt des gleichen Schritts. Tatatara tatatara — ta — tatara — rara —

Beide stutzen.

Dann machen sie unwillkürlich ein paar Schritte weiter.

Beide seufzen, gepreßt und schwer.

Und dann — gehen sie plötzlich im gleichen Schritt zur gleichen Melodie, beide gleich müde und traurig. Eins zwei — eins zwei . . .

Ihr Haß ist weg. Zwischen ihnen schreitet groß — die Trostlosigkeit.

Arm in Arm gehen Kadett Neumann und Anita Berber apathisch der Stadt entgegen. Dort zündet man jetzt die Lichter an.

Über dem Park liegt die Nacht.
Aus dem Fluß quillt der Nebel, dick, naß und kalt.

Das war das Ende. Sie haben sich nie mehr gesehen.

V.

Von ihrem Zimmer im Hotel „Hungaria“ sah Anita den Bloxberg gerade gegenüber, rechts davon die Kuppeln und Türme der Königsburg, das Rankenwerk der Stiegen und Treppen der Mathiaskirche, Ofens Häusergewirr, das sich zur Donau hinabzog, den mächtigen Fluß, über den sich wie ein lockeres und kunstvoll geknüpftcs Seil die Kettenbrücke spannte. Boote schossen hinüber, herüber, Dampfer mit großen Rädern schaufelten sich mühsam einen Weg durch das Wasser, das hier unter einem grauen Himmel so schwer und träge vorbeiströmte wie flüssiger Stahl.

Der Blick über die Donau, die Hügel entlang, gab ein berauschendes Gefühl der Weite. Man konnte die Augen halb schließen und fühlte sich leicht und körperlos werden, eins mit dem Strom, den Wolken, dem Wasser, dem Himmel. Das war Musik. Nur hier war Musik.

Anita tanzte im „Orpheum“, hatte großen Erfolg, wurde gefeiert, bejubelt, bewundert. Gesellschaften, Einladungen, hohe Gage — Anita Berber war arri-
viert.

Anita Berber war unglücklich. Die Geschichte mit Neumann? Pah, wie weit das zurücklag; nichts war

davon übriggeblieben, keine Trauer, keine Erinnerung, nichts klang nach. Schloß Anita die Augen — sie konnte sich nicht einmal sein Gesicht ins Gedächtnis rufen.

So war es ja immer. Aber sollte sie nicht traurig sein, daß es immer so war? Und warum war es immer so?

Aussichtsloses Bemühen, auf diese Frage eine Antwort zu finden. Also verzichtete Anita darauf, zu fragen. Und tat damit nur, was Millionen junger Menschen, Frauen und Männer, als einzige Lebensmaxime erkannt hatten: die Achtzehnjährigen gaben endgültig das Fragen auf, weil man ja doch keiner Antwort glauben durfte. Das war ihre, der europäischen Jugend, Stellung zum Krieg. Das war ihre Tragödie. Sie nahmen es als Schicksal und trösteten sich: bis der Krieg einmal zu Ende ist — — — Eines Tages war der Krieg zu Ende. Nun sollte man über Nacht unverbindliche Gedankenstriche durch klare Entschlüsse ersetzen. Man hatte keine. Im Grunde hatte man gar nicht mehr an ein Ende geglaubt. Der Krieg war vorbei, aber was jetzt kam, war nicht minder unverständlich und verwirrend. Eigentlich war es ganz gut so. Der Trost blieb: bis erst diese Zeit vorüber ist — — —

Aber auch diese unverbindlichen Gedankenstriche durch klare Entschlüsse zu ersetzen, wie weit war es noch bis dahin. Da die Zukunft in immer größere und ungewissere Fernen rückte, flüchtete man in

die Gegenwart. Sie übertönte mit ihren grellen Dissonanzen alle Fragen, sie stürmte dahin, daß man vom bloßen Zuschauen den Atem verlor. Stürmen wir mit! Angst, sich zu verlieren? Die einzige Rettung — sich zu verlieren. Sich so gründlich zu verlieren, daß man nie in Gefahr geriet, sich wieder zu finden. Die Gefahr war nicht groß.

Anita Berber verlor sich wie Millionen junger Menschen dieser Generation: an flüchtige Stimmungen, starke Reize, groteske Widersprüche, an Rausch, Farbe, Bewegung dieser Tage.

Sie sind wie ein kurzer Tag. Und die Nächte fallen wie schmutzige, zerschlissene Fetzen vom Himmel, die den wachen Lärm und die fiebrige Hast des Tages nicht zu dämpfen vermögen. Wild geht der Pulsschlag der Stadt. Sie findet nicht Ruhe noch Schlaf. Denn wie Legionen von Ratten laufen die Gerüchte durch alle Straßen in alle Häuser. Menschenknäuel an jeder Straßenecke, rote Fahnen, Versammlungen, Demonstrationen.

Die Masse hatte die Stadt in Besitz genommen. Die Stadt schien auf einmal doppelt soviel Bewohner zu zählen wie sonst. Auch zu Kriegsbeginn hatte Berlin, Wien ein ähnliches Bild geboten: die verlassenen Häuser, die von Menschen überfluteten Straßen. Wieder war es so und doch ganz anders. Die Gebundenheit fehlte, die beinahe sichtbare Kette, welche die Masse zügelte. Damals war die Masse „Volk“ gewesen, das ausnahmsweise im Vorder-

grund agieren durfte, streng nach den Weisungen der Regie natürlich. Und nun war die stets so gefügte Statisterie Hauptakteur und spielte sich selbst, ihr eigenes, unverständliches Leben. Das war neu. Sehr interessant, stellte Anita fest. Höchst beunruhigend, erklärte die Tante und drängte auf Heimreise nach Berlin.

Anita lachte sie aus. Sie trieb sich zum Entsetzen der Tante den ganzen Tag auf den Straßen herum, mischte sich, in kostbarem Pelz und Seidenschuhen, unter die schlechtgekleideten, schlechtgenährten, Menschen. Alle haben denselben drohenden Zug um den Mund, alle haben schwielige Fäuste und gesprungene schwarze Fingernägel, alle haben Hunger und keine Ideale, alle schreien nach Brot und singen die Marseillaise.

Die Marseillaise ist ein schönes Lied. Anita singt mit. Man winkt ihr zu, man lacht, zwei junge Arbeiter fassen sie unter den Armen, so ziehen sie über die Andrassy-Straße. In Reih und Glied.

Vor der Oper stockte der Zug. Polizei sperrte die Straße, Helme blitzten, auf einmal war man zwischen die Beine wildschnaubender Pferde geraten, Menschen fielen zu Boden, irgendwo splitterte Glas, irgendwo klatschte eine Kugel, dann das Tacken von Maschinengewehren — wie das Geplärr einer Kinderknarre klingt es. Im Tumult der wilden Flucht ist das Anitas einziger Gedanke.

Jemand reißt sie zur Seite, in ein Haustor hinein,

das Tor fällt zu. Anita ist kaum verwundert, Kisdobrony vor sich zu sehen.

Er ist in Zivil. Steht ihm gar nicht, denkt Anita, sieht wie ein Koofmich aus, gar nicht mehr aristokratisch, und der Hut ist unmöglich.

„Warum tragen Sie einen steifen Hut?“ fragt Anita.

„Ein weicher würde Ihnen viel besser stehen.“

Kisdobrony ist so verblüfft, daß er den Hut abnimmt und ihn eingehend zu untersuchen beginnt. Er hat ganz vergessen, was draußen vorgeht.

Beide müssen lachen. „Nanu!“ sagt Kisdobrony.

„Nanu —“

Von der Straße hört man Pferdegetrappel, Jammer und Schreien von Stürzenden und Verwundeten.

„Eine Gemeinheit!“ erregt sich Anita. „Diese Hunde von Polizisten!“ Sie ist auf einmal Revolutionärin, ihre Augen flammen, sie zittert am ganzen Leib.

„Ich will hinaus! Lassen Sie mich sofort hinaus!“

Als Kisdobrony zögert, sie vor den Gefahren warnt, öffnet sie selbst das Tor, es bleibt ihm nichts anderes übrig, als ihr zu folgen.

Die Straße ist jetzt leer. Verlorene Hüte, zerbrochene Stöcke liegen herum. Es ist ganz still.

Als sie um die Ecke biegen, Anita immer zwei Schritte voraus, hören sie ein wehes Wimmern. An der Mauer liegt ein junger Bursch, wachsgelb das Gesicht, der ganze Rock ist blutbeschmiert, eine kleine Lache Blut steht auf dem Trottoir; und dieses Blut ist dick, schwärzlich, grünschillernd.

Um Anita beginnt alles zu kreisen. Kisdobrony kann sie gerade noch in den Armen auffangen.

„Ich will nach Hause! Bringen Sie mich nach Hause!“ jammert sie und ist auf einmal ein verlorenes Kind, das Furcht hat.

Im Hotel beim Nachtmahl. Kisdobrony hatte seine sprühende Laune zurückgewonnen, erzählte von Bekannten und Freunden, dekretierte, wie sich die weitere politische Entwicklung vollziehen müsse, verriet das Gebot der Stunde:

„Geld verdienen!“ Für ihn war dies eine ganz neue Entdeckung, auf die er sich nicht wenig einbildete. „Man muß Geld machen, schnell, meine Gnädigste! Und man kann Geld machen, ich sage Ihnen —!“ Er sagte nichts mehr.

Kisdobrony, Rittmeister, Aristokrat, Herr über Bauern und Knechte auf seinem kleinen Gut in der ungarischen Tiefebene, von dem nur die Schulden ihm gehörten, Kisdobrony hatte — Leder. Er hatte auch Sacharin. „Jeden beliebigen Posten, gnädige Frau.“ Er zog kleine Zettel Papier aus der Tasche, ganz berauscht von dem neuen Beruf, den er da plötzlich für sich entdeckt hatte. Er machte gar kein Geheimnis aus seinen Erfolgen, rechnete Anita vor, daß „an diesem Leder — warten Sie einmal — ja, 3000 Kronen zu verdienen sind. Denken Sie nur! Ist ja auch prima Kernleder! Aber ich habe auch Tuch, wollen Sie sehen?“ Anita hörte kein Wort, überließ es der Tante, die neuen Talente Kisdobronys zu be-

wundern. Anita sah immer nur das Bild des Erschossenen vor sich und die kleine Blutlache auf dem Trottoir. Sie hatte nie gewußt, daß Blut so dick und schwärzlich ist.

Auch dieses Erlebnis — Anita war überzeugt, sie werde nie davon loskommen — entschwand spurlos. Eben war es noch da, und schon war es gewesen: irgendwann, irgendwo, nichts blieb zurück, keine Trauer, keine Erinnerung — nichts klang nach. So war es ja immer.

Anita war unglücklich, daß es immer so war. Manchmal — jetzt zum Beispiel, da sie zum Fenster des Schnellzugs in die Nacht hinausblickte — geschah es, daß sie erschrak. Da stürmt von allen Seiten Schicksal auf mich ein, dachte sie, jeder Tag bringt neue Erlebnisse, und keines vermag ich festzuhalten. Je tiefer ich sie ausschöpfen will, desto grundloser erweisen sie sich. Grundlos — ohne Grund — Ist es, weil diese Erlebnisse so tief, oder weil sie so seicht sind? Wenn ich doch einmal sehr, sehr, sehr unglücklich wäre! Anita berauschte sich an der Vorstellung von einem außerordentlichen Erlebnis, einer Liebe, einer Leidenschaft, an der sie sehr leiden und lange tragen müßte, ihr ganzes Leben. Und war unglücklich, daß sie nie so unglücklich sein würde. Oder doch? Sie horchte in sich hinein, aber sie hörte nur das Stampfen der Räder:

keine Zeit — keine Zeit — keine Zeit — —

„Keine Zeit!“ sagte auch der Oberstleutnant, der

nebenan im Abteil der Tante das Schreckliche des Umsturzes begreiflich machen wollte. Er saß ganz zusammengesunken in der Ecke, sein gutmütiges, rotes Gesicht hatte er in kummervolle Falten gelegt, und das gab ihm etwas Dummes, Einfältiges. Man mußte lächeln, wenn man den traurigen Mann ansah.

„Ich bin Oberstleutnant, achtundvierzig Jahre alt,“ er wiederholte das jetzt zum viertenmal, „drei Jahre ununterbrochen an der Front, ich habe stets, mein ganzes Leben lang nur meine Pflicht getan. Fragen Sie meine Soldaten — also bitte, gnädige Frau, fragen Sie meine Soldaten! Oder Sie, mein Herr,“ — er wandte sich an einen jungen Mann gegenüber, der, in ein Bündel Zeitungen vertieft, von der Unterhaltung keine Notiz nahm — „tun Sie mir den Gefallen, ich bitte Sie darum, fragen Sie meine Soldaten!“

Er bat so dringend, als wäre es lediglich Bosheit, wenn die Mitreisenden nicht sofort den Zug verließen, um ungesäumt die Soldaten des Herrn Oberstleutnant über seine Pflichterfüllung einzuvernehmen.

„Immer habe ich nur das Wohl und das Beste meiner Leute im Auge gehabt, jawohl, wie ein Vater habe ich für sie gesorgt.“

Und wieder zum jungen Mann: „Waren Sie vielleicht auch beim 5. Korps?“

Er wartete nicht die Antwort ab. Durch die unge-

wohnte Anstrengung des Sprechens rasch ermüdet und sichtlich befangen durch den scharf beobachtenden Blick des Zeitungslesers, atmete er tief auf und verstummte.

„Du sollst dich nicht so aufregen, Josef!“ bat schüchtern die zierliche kleine Frau an seiner Seite und tupfte ihm mütterlich den Schweiß von der Stirne. Dazu machte sie große, erschrockene Kinder-
augen.

Man müßte sie für die Schwester ihrer Tochter halten, dachte Anita, die von der Türe aus der Unterhaltung folgte. Ein Racker, das Mädel, sicher nicht älter als fünfzehn. An den Wangen sieht man es, die haben ja noch einen richtigen Flaum. Daß ich einmal so war —? Und dieser Mund! Anita hatte auf einmal brennendes Verlangen, ihn zu küssen. Kindchen! dachte sie, Kindchen!

Der Oberstleutnant gab nicht nach.

„Und ja — das wollte ich Sie eben bitten, sagen Sie mir: wie soll ich denn — also kurz und gut, ich frage Sie, meine Dame — ich kann doch nicht mit achtundvierzig Jahren einfach umsatteln und einen neuen Beruf ergreifen! Soll ich denn Straßen kehren? Man ist doch wer, man hat Schulen gemacht, man hat eine soziale Stellung — ist das alles nichts? Ich frage Sie, mein Herr, ist das alles nichts? Und dann — wenn ich ein lediger Mensch wäre! Aber ich habe eine Familie zu erhalten. Soll ich meine Tochter in Dienst schicken? Ist das wirklich Ihre An-

sicht, daß meine Tochter in Arbeit gehen soll, als Verkäuferin vielleicht, oder als Stenotypistin — ?“

Der Oberstleutnant schwieg, hochrot im Gesicht, und ließ seine fragenden Blicke von einem zum andern wandern. Keiner antwortete. Als er bei Anita angelangt war, sagte sie:

„Viel zu schade. Kommt gar nicht in Frage.“ Dann ging sie mit zwei schnellen Schritten auf das Mädchen zu, strich ihr übermütig mit der Hand durchs Haar, küßte sie.

Elsie blieb verdutzt sitzen, starrte entgeistert die schöne elegante Frau an, erst Sekunden später wurde sie rot.

Auch Frau Oberstleutnant war rot geworden. Das stand ihr entzückend, sie schien noch scheuer als die Tochter.

Anita setzte sich entschlossen zwischen beide, die bewundernd und ehrfürchtig zu ihr aufblickten. Für die drei war jetzt die allgemeine Unterhaltung abgeschlossen, sie schieden aus. Anita flüsterte mit Elsie, umwarb die Mutter, fütterte sie mit Schokolade. Der Herr Oberstleutnant mußte sich selbst bemühen, das Taschentuch aus dem Mantel nehmen, sich allein den Schweiß von der Stirne trocknen.

Er bekam Hilfe von einer älteren Dame, die bisher in ihrer Ecke, ganz in einen Pelz vergraben, geschlafen hatte. Oder hatte sie nur so getan? Sie wandte sich jedenfalls sofort an den jungen Mann, als sähe sie in seinem hartnäckigen Schweigen eine besondere

Feindseligkeit gegen den Oberstleutnant und könnte solche Unbotmäßigkeit nicht länger dulden.

„Und ich sage Ihnen, Herr Doktor —“ gewiß ist er ein Doktor, dachte sie, imponiert mir aber noch lange nicht! — „und Sie können mir glauben, ich bin eine gute Menschenkennerin. Mein Mann —“ und zum Oberstleutnant, als wäre nur er würdig, diese Mitteilung zu vernehmen — „mein Mann ist nämlich Feldmarschalleutnant, Edelfink, Ritter von Edelfink —“ Der Oberstleutnant nahm Haltung an, verbeugte sich militärisch, murmelte: „Oh, Exzellenz —!“

Sogar Frau Oberstleutnant unterbrach ihr Gespräch mit Anita und bekam wieder ihre erstaunten Kinderaugen. Aber Anita ließ sie nicht entweichen. Schon steckten die drei wieder ihre Köpfe zusammen.

Die Generalin sprudelte inzwischen weiter: „Und sogar mein Mann staunt oft über mein richtiges Urteil. Und ich habe auch Sympathie für das einfache Volk, das können Sie mir glauben. Und also ich erkläre Ihnen: die Leute sind nicht reif für die Republik. Das Volk braucht eine feste Hand, wir brauchen eine Autorität. Wenn das so weiter geht, da kommen wir ja in die Anarchie, zu ganz bolschewistischen Zuständen! In meinem Spital — Sie wissen wohl, Herr Oberstleutnant, ich bin Vorsteherin des Kriegsspitals in Döbling —“ und drohend nach der anderen Seite: „Oder wissen Sie es nicht, Herr

Doktor? Also, da habe ich eine Wasserbettenabteilung eingerichtet, einfach sehenswert. Und ich Sorge für meine Pfleglinge, o ja!“ Lächelnd, stolz: „Meine Fischerl nenn’ ich sie.“ Und wieder ganz ernst: „Glauben Sie, daß ich Dankbarkeit finde? Die Leute sind eben immer unzufrieden. Verhetzt sind sie. Für einen Feldwebel habe ich eine Sammlung eingeleitet, damit wir ihm Prothesen anschaffen können, sehr schöne, moderne Prothesen, vernickelt, also erstklassige Ausführung. Er war nämlich verlobt und klagte Tag und Nacht, daß seine Braut ihn als Krüppel nicht heiraten würde. Glauben Sie, daß der Mann meine Bemühungen gewürdigt hätte? Undankbar, das ist es.“

Der junge Mann ließ die Zeitungen sinken. „Er hat doch nicht die Frechheit gehabt, auch noch nach Empfang der Prothesen weiter zu klagen? Sie haben recht, aber Ihre Fischerln —“ er sprach das Wort so böse aus, daß die Generalin erschrocken zusammenfuhr — „verstehen wohl die Schönheit und die praktischen Vorzüge einer Prothese nicht gebührend zu schätzen. Sie sind dazu nicht genug ästhetisch und technisch vorgebildet.“ Dann vertiefte er sich wieder in die Zeitungen.

Ein betretenes Schweigen folgte. Die Generalin wollte etwas sagen, ihr Mund blieb offen, sie schloß ihn langsam, blickte dabei fragend den Oberstleutnant an, der suchte bekümmert bei allen Fahrgästen Beistand, und als er selbst bei seiner Frau keinen

aufmunternden Blick fand, — sie wandte sich ihm nicht einmal zu, — sank er wieder ganz hilflos in sich zusammen. Die Generalin ergriff resolut ihren Pelz, schoß den Zeitungsleser mit einem vernichtenden Blick nieder und setzte ihren Schlaf fort.

Sie schlief bis Wien. Auch die Tante schlief. Der junge Mann las noch immer, sein Vorrat an Zeitungen schien unerschöpflich. Nur der Oberstleutnant schlief nicht, las nicht, ließ immer wieder seine Augen durch das Abteil wandern, von der Türe bis zum Fenster, vom Fußboden zur Lampe und wieder zurück. Dabei blieb sein Gesicht starr, eine Maske des Schmerzes. Jeder Gegenstand, den er wahrnahm, wurde ihm zur Bestätigung seiner hoffnungslosen Lage: die Türe schloß nicht, die Lampe drohte jeden Augenblick zu verlöschen, der schmutzige Fußboden, die zerbrochenen Fensterscheiben, die man zum Teil durch Bretter ersetzt hatte, die verwahrlosten Sitze, aus deren Bezug große Teile des Leders herausgeschnitten waren — alle diese Einzelheiten fügten sich zu einem Bild der Verwüstung. Hier gab es keine Rettung mehr und keinen Ausweg. Seine Frau —?

Seine Frau — lachte. Der Oberstleutnant war so sehr in sein Leid versponnen, daß ihm das Unerhörte dieser Tatsache erst nach Minuten klar wurde. Seine Frau, die noch nie etwas anderes gewesen war als sein williges Echo, hatte sich plötzlich von ihm ge-

löst, war desertiert, und das noch in der entscheidendsten Stunde seines Lebens! Er verzweifelte — und sie lachte! Was geschah da?

Es geschah, daß Anita den einen Arm um Elsie, den andern um der Mutter Hüfte gelegt hatte. Elsie lehnte sehr zutraulich den Kopf an Anitas Schulter, kuschelte sich in deren Pelz, war restlos selig. Anita erschien ihr wie ein Märchenwesen, eine Verkörperung sämtlicher Idealgestalten, die sie bisher nur in ihren Jungmädchenträumen geschaut hatte.

In die Lustigkeit der kleinen Frau Oberstleutnant war Trotz gemischt. Nun erst recht, dachte sie. Immer dies Klagen und Jammern, als ob sie dem bisherigen Leben nachweinen müßte. Hatte sie je einen solchen Pelz besessen? Und so einen Ring? War sie je in die große Welt hinaus gekommen? Was hab' ich denn vom Leben gehabt? Kaschau und Mostar und Przemysl — keine einzige anständige Garnison. Und nun hatte sie nicht einmal ein neues Herbstkostüm. Das Herbstkostüm gab den Ausschlag.

Sie fühlte, wie sich ihr Herz gegen den Mann von Minute zu Minute mehr verhärtete, und genoß diese Verwandlung mit bitterem Trotz. Recht geschieht ihm! Sie hätte nicht angeben können, warum ihm recht geschehe, sie dachte nur: berühmt ist diese Dame, elegant, schön, reich, und ich gefalle ihr. Gewiß liegen ihr die interessantesten Männer zu Füßen, Grafen und Millionäre, und ihr Leben ist auf-

regend und voll verbotener Genüsse. Die Vorstellung der Frau Oberstleutnant von Anitas Leben entsprach den Phantasien eines Mädchens aus guter Familie, das in sechzehnjähriger Ehe mit einem um zwanzig Jahre älteren Mann immer dasselbe Mädchen geblieben war, das den ersten Mann geheiratet hatte, von dem sie durch einen Handkuß ausgezeichnet worden war. Von der Trauung bewahrte sie in der Erinnerung lediglich den Geschmack von Erdbeereis und Schlagsahne; sie hatte damals essen dürfen soviel sie wollte und verdarb sich den Magen. Trotzdem symbolisierten ihr die zehn Portionen Eis noch heute ihre Freiheit und Anerkennung als verheiratete Frau.

Sie war damals siebzehn Jahre alt gewesen, konnte ein wenig Klavier spielen, ein wenig Französisch und vier Gedichte von Goethe auswendig. Für alles übrige sorgte die Mutter. Als sie heiratete, wer hätte ihr denn die Wohnung einrichten, Wirtschaft führen, dem Haushalt vorstehen sollen? Die Mutter. Mutter trat dem jungen Paar zwei Zimmer der großen Wohnung ab, Mutter kochte, Mutter verwaltete das Geld, Mutter begleitete sie nach Kaschau und nach Mostar, in alle Garnisonen. Gerda fand es eigentlich sehr komisch und merkwürdig, daß sie heute eine erwachsene Tochter hatte, aber sie spielte die Rolle des Mütterchens sehr brav, sich und ihr Tun ungeheuer wichtig nehmend. Es war doch nur Spiel. Wie sie als Mädchen ihre Puppen gewartet, angezogen,

gewaschen, schlafengelegt hatte. Und nun hatte sie eine lebendige Puppe — das war der ganze Unterschied. Und der andere: statt Goethesche Gedichte las sie Romane, mit deren Heldinnen sie das Bewußtsein verknüpfte, ihre einzige Vertraute zu sein, zufällig verhindert, dieselben Schicksale zu erleben, aber durchaus dazu bereit und fähig.

Oh, sie kannte das Leben, sie wußte Bescheid, sie würde zu dem jungen Assessor in derselben Liebe entbrennen wie „Annemarie, das Kind der Steiermark“, sie würde ebenso tapfer das Los der Dirne auf sich nehmen wie „Margarete, die Sklavin der Leidenschaft“.

Frau Oberstleutnant, glücklich verheiratet, hatte noch nie einen Geliebten gehabt und glaubte daher durchaus ein Anrecht darauf zu besitzen, das großartige Leben, das in den Romanen beschrieben stand und für das sie sich durch gründliche Lektüre ausnehmend gut vorbereitet fühlte, selbst zu erleben. Nun war der Augenblick gekommen. Hier saß sie neben einer von diesen Heldinnen, um derentwillen Männer sich erschießen, die in Champagner baden und fünfzig Toiletten im Schrank hängen haben, die schon am Morgen ihre Geliebten empfangen — in Gerdas Vorstellung nahm dieses erträumte Leben das Bild eines phantastischen Bacchanals an, bei dem ungeheure Mengen von Sekt und Frauen konsumiert wurden, ohne Pause, von früh bis nachts, jeden Tag. Ja, das war ein Leben! Und sie sollte teil daran haben. Frau

Oberstleutnants Kinderaugen bekamen einen lüster-
nen Glanz.

Sie verloren ihn auch nicht, als man um Mitter-
nacht mit mehrstündiger Verspätung in Wien ankam.
Der Nordbahnhof glich einem Kriegslager. In der
Finsternis schwammen hilflos die wenigen Lampen,
die noch in Betrieb waren, der rote Schein der Fak-
keln, die gelben Stichflammen des frei brennenden
Gases schnitten und leckten bald hier, bald dort
einen kleinen Kreis aus dem Dunkel, das voller
Grauen und Gefahren schien. Über allem brodelte
Dampf und Nebel, vergebens suchten die Glotzaugen
der Lokomotiven die Nacht zu durchspähen. Sie gab
ihre Geheimnisse nicht preis.

Ein wirrer Spuk. Da schoß plötzlich jemand aus
Übermut eine weiße Rakete ab, schwarze Schatten
flohen die Hallenwände entlang, im Lichtkegel blink-
ten Helme und Uniformen, Gewehre und Säbel;
Bündel von Uniformen faulten in der Nässe, be-
wegten sich plötzlich und entpuppten sich als schla-
fende oder randalierende Soldaten.

Rucksäcke, Tornister, Holzkoffer verbarrikadierten
Treppen und Gänge. Die finsternen Wartesäle schie-
nen angefüllt mit ekligem Gewürm: man stolpert über
Beine oder Arme von Schläfern, greift in nasses Tuch,
schaudert, als habe man etwas Blutiges angefaßt —
die entflammte Phantasie belebt den Raum mit gräß-
lichen Bildern, man horcht in das Dunkel hinein
und hört eine unheimliche Vielfalt von Geräuschen,

Ächzen, Schnarchen, Keuchen, dazwischen Kichern und Flüstern von Frauenstimmen. Fuselgestank und die Ausdünstung schmutziger Leiber verschlagen einem den Atem.

Die Frau Oberstleutnant zitterte an Anitas Arm, aber in ihre Angst war Neugier gemischt, die Lust, teilzuhaben an aufregenden Gefahren und an verbotenen Dingen. Während ihr Mann mit wirrem Kopf und schwankenden Beinen vorausstolperte, hoffnungslos, jetzt und jetzt den Ausbruch der Menge erwartend, die ihn erkennen, über ihn herfallen, ihn schlagen, ihm die Sterne vom Kragen reißen würde, entzündete sich die Frau Oberstleutnant an der Vorstellung unerhörter Begebenheiten, die hier geschahen. Sie verband mit der Revolution den Begriff von Schändung und Vergewaltigung, von zügellosem Sinnentaumel, und jedem Seufzer, jedem Aufschrei, die sie aus dem Dunkel auffing, unterlegte sie dieselbe geheime Bedeutung. Der ganze Bahnhof erschien ihr wie ein großes Bordell, ebenso gefährlich wie die „Frauengasse in Algier“. Und ebenso aufregend.

Dahinter lag Wien, eine entfesselte Stadt. Was erwartete sie dort? Was für Gefahren? Welche Lokungen?

Es erwartete sie Kälte, Nässe und Hunger. Die Tausenden, die ihre erfrorenen Glieder auf dem Stein des Bahnsteigs zur Ruhe betteten, die Glücklichen, die in den Winkeln der Wartesäle ein trockenes

Plätzchen für ihre nassen Lumpen erobert hatten, sie alle, zerfetzte, verseuchte, schäbige Reste einer Armee, dachten nicht an Kampf und Rausch. In ihren Eingeweiden wühlte der Hunger, in ihrem Blut fraßen Grippe und Typhus, sie dachten nur an Brot, sie träumten nur von einem warmen Bett, sie wollten nur nach Hause.

So lungerten sie hier herum, fielen aus peinigendem Fieber in bleiernen Schlaf, schrakten auf, wurden irgendwohin gejagt, wurden verladen, auswaggoniert und wieder verladen, torkelten apathisch auf die Straßen hinaus, stürmten in einem plötzlichen Ausbruch wilder Verzweiflung die Züge, hingen an Trittbrettern, hockten auf den Dächern der Waggonen, die Kräfte erlahmten, der Trotz schwand, Griffe lösten sich, man stürzte von den Trittbrettern, man blieb im Netz der Hochspannungsleitung hängen — aus.

Für die andern ging das Warten weiter. Warten auf die Abfahrt eines Zuges, Warten auf Brot, Warten auf etwas, das endlich geschehen mußte. Irgend etwas, niemand hätte es genau beschreiben können. Aber es würde wieder Brot geben und warme Betten und Schlaf und reine Wäsche und eine Frau.

Die Frauen warteten auch. Millionen Menschen. Die ganze Stadt wartete. Der Bahnhof wurde zum Symbol dieser Zeit und zum Wahrzeichen Wiens. Keine Stätte verbotner Lust, sondern reglementierter Not, durchrast von wilden Fieberschauern.

Frau Oberstleutnant kostete dieses Fieber mit Ent-

zücken aus. Sie brauchte keine Not zu leiden, sie wohnte mit Elsie bei Anita im Hotel, indes der Mann durch die Straßen hetzte, von einer Kaserne in die andere, von einem Bureau ins andere, dann wieder durch die Cafés strich, um irgendwo von irgendwem zu erfahren, „wo das alles enden sollte“.

Niemand wußte ihm das zu sagen. Überall bekam er das gleiche Achselzucken zur Antwort und die Gegenfrage, ob er nicht Leder an Hand habe, oder Tuch oder Schrot oder Seife oder Schokolade. Nein? Nun, da sei vielleicht ein anderes Geschäft zu machen. Am Ostbahnhof stehe ein Waggon Alteisen — oder er könne vielleicht dank seinen Beziehungen einen größeren Posten Gewehre in das Ausland schaffen helfen, in die Tschechoslowakei oder nach Jugoslawien. Glänzende Provision. Der Herr Rittmeister Kisdobrony zum Beispiel — —

Der Oberstleutnant starrte mit offenem Mund. Er verstand kein Wort von dieser Zaubersprache, er konnte ja nicht einmal mit Tschechoslowakei und Jugoslawien einen deutlichen Begriff verbinden, für ihn gab es immer nur noch die k. und k. Monarchie und die strengen Vorschriften des Offizierskodex. Er wollte eine Stellung haben, verstehen Sie, eine Stellung!

Gelächter. Stellung? Ein glänzender Witz. „Sehen Sie sich Herrn Kisdobrony an! Der hat eine Stellung, das ist eine Karriere! Generaldirektor ist er, Präsident ist er, Autos hat er, Ausfuhrscheine hat er,

er kann Gewehre nach Budapest und Tuch aus Prag über die Grenze bringen, alles kann er sich richten.“

— „Kunststück, wo der Goldbaum, Sie wissen ja, der kleine dicke Bankier — — hat er übrigens was mit seiner Frau?“ — „Na, nicht! Was tut man nicht alles fürs Geschäft! Aber daß die Dolly Mainz ihn gekriegt hat —“ — „Ich bitt’ Sie, die hält fest, die ist tüchtig, von der Frau können Sie haben, was Sie wollen.“ — „Was sie nicht sagen! Treibt sie’s so arg?“ — „Wer red’t vom Treiben. Unterschriften verschafft sie Ihnen.“

Der Oberstleutnant floh.

Inzwischen lebten Mutter und Tochter im „Bristol“ wie auf einer unzugänglichen Insel.

Anita vergaß an die Heimreise. Sie genoß die ehrfürchtige Bewunderung der beiden, zweier Sklavinnen, die sich ihr mit Leib und Seele verschrieben hatten; über sie zu herrschen, sie zu willigen Geschöpfen ihrer Laune umzuformen, das war schon etwas. Hier lockte ein Abenteuer, wie sie es bisher noch nicht erlebt hatte.

Die Männer? Sie hatte genug von den Männern. Sie waren ihr widerlich. Der blasse Schmächtinge, der Zeitungsleser aus dem Zug, sie hatte ihn zufällig neulich in einer Gesellschaft kennengelernt — danke schön. Ein gescheiter Junge, nichts dagegen zu sagen, Kommunist ist er, oder so was, einer von denen, die da draußen Revolution machen, ganz interessant, warum auch nicht. Aber bitte ohne sie.

Er hatte ihr ins Gewissen geredet. So radikal wie du, mein Junge, bin ich schon lange. Bin gleich dabei, Krach zu machen, ist ja auch eine Schweinerei, wie die armen Kerle hungern müssen, ganz gescheit, daß sie das Maul aufreißen. Und wenn sie die Schieber aufhängen — sie hat gar nichts dagegen. Widerliches Gesindel, der Bankier gehört auch dazu. Aber dann kam der Junge mit Gefühl und Pflichten und so — ich hab' die Neese plein, mein Lieber, hab' Lehrgeld bezahlt. Eine neue Auflage von Herrn Neumann, was? Nochmals dies Theater mit Leidenschaft und Liebe? am Ende habt ihr doch alle Angst vor eurer eigenen Courage. Ihr könnt mich alle — —

Der rasende Taumel, der die Stadt ergriffen hatte, Anita genoß ihn wie einen Rausch. Nein, sie wollte nicht fragen, was auf seinem Grunde lag, sie wollte nicht wissen, wozu und warum, sie war müde. Müde der großen Worte und der großen Gefühle, die sich ja doch immer wieder als Lüge erwiesen, müde, Erlebnissen nachzugröbeln, die sie doch nie festhalten konnte, müde des Zwangs. Frei sein, alle Rücksichten, alle Bedenken abstreifen, hemmungslos alle Fesseln sprengen — jetzt war die Zeit dazu gekommen. Das war das Gebot der Stunde.

Anita fühlte ganz deutlich, daß die Fesseln in ihr lagen, so tobte sie nur um so wilder gegen sie an. Dies neunzehnjährige Mädchen mit Namen Anita Berber, dank den mütterlichen Geldzuwendungen und hoher Gagen jeder materiellen Not und Sorge

enthoben, betreut von einer sie fanatisch liebenden Tante, von vielen Erlebnissen gezeichnet, die ihr nichts gegeben hatten —, dieses junge Mädchen wollte sich selbst entfliehen. So brach sie mit einem wilden Sprung aus den Bezirken ihres bisherigen, immer noch bürgerlichen Daseins aus.

Wäre sie ein Junge gewesen, so hätte sie sich der Revolution ausgeliefert; wäre sie gläubiger gewesen, einem großen Gefühl; wäre sie stärker und ihrer selbst sicherer gewesen, der reinen Kunst. Aber Anita glaubte nicht mehr, nicht an sich und nicht an die andern, sie war zutiefst zermürbt durch diese Zeit, vor der ihr so graute, daß sie, um sie ertragen zu können, sich einredete, sie fände sie herrlich. Hemmungslosigkeit ist die Revolution der Verzweiflung. Die Lyriker desertierten in den Dadaismus, die Bourgeoissöhnchen in die Bordelle und in die Geheimbünde, die Frau Oberstleutnant in den Genuß, Elsie in einen romantischen Traum, Anita in „das verbotene Laster“. Ihr könnt mich alle — —.

Zu ihrem zwölften Geburtstag hatte Elsie ein Tagebuch geschenkt bekommen. Darin standen auf der ersten Seite diese von ungelenker Kinderhand hingekritzelter Zeilen:

„Ich habe eine sehr schöne Mama. Sie ist viel schöner als die Mama von Frida oder Klara oder Liese. Ja. Mama ist sehr schwach. Ich bin viel stärker. Papa hat mir versprochen, daß ich nächstes Jahr reiten lernen darf. Mein Papa ist sehr tapfer, er ist

ein Held. Aber wenn ich groß bin, werde ich zum Zirkus gehen oder zum Theater. Dann werde ich auf einem wilden Pferd reiten. Alle werden Angst haben beim Zuschauen. Ja.“ Dann kamen Gedankenstriche, eine halbe Seite Gedankenstriche. Und dann in ganz großer Schrift: „Meine schöne Mama gehört nur mir ganz allein!“ Fünf Rufzeichen folgten.

Vielleicht wäre alles anders gekommen, wenn Anita dieses Tagebuch einmal zu Gesicht bekommen hätte. Aber Anita wußte nichts von den eigenartigen Fäden, die die kleine Elsie mit ihrer Mutter verknüpften. Sie sah nur die äußere Seite dieses Verhältnisses, und die war spaßig. Ein Mädchen, das noch ganz Kind war, naiv bis zur Ahnungslosigkeit, und dabei klar und sicher in ihren Gefühlen, eigentlich reifer als die Mama, die sich auch willig von der Tochter bemuttern und gängeln ließ. Anitas Liebe zu Elsie hatte etwas Schüchternes, Mädchenhaftes, und wurde von dieser ebenso schwärmerisch erwidert. Mama hatte nicht teil an diesem Freundschaftsbund. Mama gehörte nicht dazu.

Aber während Elsie von ihrer romantischen Liebe träumte, lag die Mutter in Anitas Bett, bettelte um gar nicht romantische Küsse und Liebkosungen. Sie war besessen von der Lust, Anita zu dienen, sich ihr aufzuopfern, hemmungslos.

Anita liebte die Tochter und quälte die Mutter. Aber sie kam von dieser nicht los, das Abenteuer hielt sie fest, die Gier, sich immer wieder bestätigt

zu fühlen, Machtwille, Herrschsucht, Zerstörungswahn.

Da war eine Offiziersfrau, sehr sittsam, sehr anständig, ein Muster mütterlicher und bürgerlicher Tugenden — bitte nur zu sehen, was es mit diesen Tugenden und den anständigen Frauen auf sich hat! Alles Schwindel. Alles Lüge. Und ich hab' das aus ihr gemacht!

Anita ersann immer neue Demütigungen für diese Frau, die sich zu keinem Widerstand und zu keiner Abwehr aufraffen konnte. Anita spottete über den dicken Oberstleutnant und zwang Gerda, mit einzustimmen in den Spott über seine Ahnungslosigkeit, Anita spottete über Gerda, die keiner wahren Leidenschaft fähig sei, und zwang sie so zu immer wilderen Ausschweifungen, Anita spottete über die Naivität Elsie — aber dieser Spott tat nur ihr selbst weh: warum bin ich nicht so wie Elsie, dachte sie voller Schmerz und suchte ihn in der Lauge ihres Hohnes zu ertränken. Es gelang nicht.

Einmal: Anita und Gerda waren die ganze Nacht durch die Bars gezogen, von einem Nachtlokal ins andere, einen Schwarm von Schiebern, Hochstaplern, Kavalieren hinter sich, waren am frühen Morgen heimgekehrt, Gerda halb irrsinnig vor Eifersucht, beide trunken von Alkohol, Tanz, Musik und dem Grauen der Stadt. Da brach Gerda aus, stürzte sich, kaum waren sie in ihrem Zimmer, auf Anita, würgte sie, riß ihr die Kleider in Fetzen, Anita ent-

flammte an diesem Widerstand, ging mit einer Reitpeitsche auf Gerda los, zwang sie auf den Boden, berauschte sich an ihrem Sieg, verlangte plötzlich, Gerda solle gehen und die Tochter wecken, sie herbringen, sofort, zu ihr ins Bett.

Gerda, ein verprügeltes Hündchen, küßte Anitas Füße, flehte, bettelte, bekam hysterische Weinkrämpfe: alles, alles, nur nicht Elsie, nur nicht Elsie! Geschrei und Geheul.

Da — — dort im Spiegel — ein fahles, ein gespenstisches Gesicht. Kann ein Mensch diese großen, brechenden Augen eines wunden Tieres haben?

Sekunden vergehen. Noch immer hat Anita die Reitpeitsche in der erhobenen Hand, starrt noch immer das Gesicht im Spiegel an, ein blasses Kind in weißem Nachthemd.

Da schreit Gerda auf und springt zur Türe.

„Elsie!“

In ihrem Bett liegt ein fünfzehnjähriges Mädchen, die Augen groß zur Decke aufgeschlagen, vernichtet.

Wie schrecklich, wie schrecklich — sie kann nichts anderes denken, ihre Lippen murmeln immer dieselben zwei Worte, und es ist immer dasselbe Bild, das ihr aus dem Tapetenmuster, von der Decke, aus allen Winkeln entgegengrinst: die zwei nackten Frauen, verkrampft in Wut und Haß, zwei böse Tiere. Und das sind Mutter und Anita, zwei Men-

schen, die sie am meisten liebt auf der ganzen Welt.

Erst viel später stürzen Elsie plötzlich die Tränen in die Augen, sie zieht die Decke über den Kopf, ein wildes Schluchzen erschüttert den ganzen Körper. Elsie glaubt, mit dieser Tränenflut ihr Leben entströmen zu fühlen, für immer.

So nahm Elsie zum letztenmal Abschied von ihrer Kindheit. So wurde sie Weib.

Inzwischen bemühte sich ein Arzt um Gerda, die Veronal geschluckt hatte, inzwischen erschien der Gatte, und der Skandal war so groß, daß er selbst vor dem Herrn Oberstleutnant nicht verheimlicht werden konnte.

Inzwischen saß Anita aufrecht und steif vor dem Toilettenspiegel, und auf ihrem Gesicht lag ein banges Staunen. Sie muß an so vieles denken: zum Beispiel, wie oft sie schon ihr Gesicht im Spiegel gesehen hat. Und es ist ihr immer gleich fremd und merkwürdig. Damals, als kleines Kind, hat es sie erschreckt, immer ist es beunruhigend. Es ist so nackt. Anita greift mechanisch zum Schminkstift und beginnt, gewissenhaft die Augenbrauen nachzuziehen, legt Rot auf, schwärzt die Wimpern, erinnert sich, wie sie — wann war das doch? — genau so vor einem Spiegel gesessen ist — aha, damals auf der großen Gesellschaft beim Bankier. Dabei sieht sie zum hundertsten Male hinter ihrem Gesicht das Bild des blassen Mädchens im Nachthemd. „Kindchen,“ sagt

sie, „Kindchen!“ In ihrer Stimme liegt so viel Zartheit und scheue Liebe, daß sie weinen möchte. Aber Anita weint nicht. Die Zeit ist vorbei. „Kellner, Kognak!“ Und leert die Flasche ganz allein, ein Wasserglas nach dem andern.

Der Rausch bleibt aus. Aber man hat wenigstens sein Gleichgewicht wieder. Teufel nochmal! Was wollt ihr überhaupt von mir? — Ihr könnt mich alle — —!

So, und nun reisen wir nach Hause.

Im Zuge schon fiel es Anita ein: wenn ich heiratete — —?

Als sie wieder in Berlin war, in der Enge der mütterlichen Wohnung — nein, hier konnte sie nicht bleiben. Hier waren Erinnerungen, Hemmungen, Rücksichten mußte man nehmen auf die Mutter, auf die Tante, man wurde kontrolliert — — nein! Nun, da Anita in sausender Fahrt war, konnte sie keine Schranken mehr brauchen. Schluß!

So heiratete Anita den Herrn von Nathusius. Das war ein junger, leidlich hübscher Mann, er umwarb sie hartnäckig, besaß etwas Geld, hoffte auf eine reiche Erbschaft, er machte ganz passable Figur, und man konnte mit ihm ins Ausland reisen. Vor allem: man kam weg von zuhause.

Während andere Frauen in die Ehe desertieren, um den Rückweg zur Bürgerlichkeit zu finden, heiratete Anita Berber, um die letzten Bindungen an das bisherige Familiendasein zu sprengen. Mitunter ist, wie

man sieht, auch die Ehe nur die Verzweiflungstat eines Feiglings. Aber was ist überhaupt Mut? Die Flucht nach vorne.

VI.

„Wir fangen an! Vorwärts, Herrschaften! Licht — An—fan—gen!“

„Ich kann nicht, Herr Oswald.“

„Warum nicht? Was ist schon wieder los? Zum Haarausreißen ist das mit dir!“ Der Regisseur tobt.

„Natürlich, Frau Berber will wieder einmal eine Extrawurst gebraten haben. Aber ich hab' jetzt genug! Anfangen!“

Anita bleibt ganz kühl: „Es war eine andere Szene für heute angesetzt.“

„Himmelherrgottsakrament! Führ' ich Regie oder du? Es wird die Szene gedreht, die ich brauche —“

„Und ich brauche für diese Szene Abendschuhe.“

„Was?“

„Ich habe mich für die nächste Szene fertiggemacht, ich habe nur meine braunen Schuhe mit — soll ich eine Ballszene in braunen Schuhen spielen?“

„Nimm meinetwegen rote oder grüne, interessiert mich nicht.“

„Da kannst du mir leid tun, wenn dich das nicht interessiert.“

Reinhold Schünzel will vermitteln: „Mach doch keine Geschichten, Anita! Die Schuhe kommen überhaupt

nicht aufs Bild, kannst ruhig die braunen anbehalten.“

Anitas Stimme gellt durchs ganze Atelier: „Braune Schuhe zum Abendkleid! Warum nicht Röhrenstiefel! Kann ja auch barfuß auftreten — weil man's doch nicht bemerkt! Aber ob man's sieht, und wer es sieht, das ist mir schnurz-egal, verstanden? Zum Abendkleid trage ich Abendschuhe, und wenn ihr das nicht begreift, so könnt ihr mir alle zusammen den Buckel 'runterrutschen, jawohl!“

„Also wirst du spielen oder wirst du nicht spielen?“

„Nicht, mein Liebling, nicht!“

„Licht aus! Pause!“ Der Regisseur haut wütend das Megaphon hin und geht ab. „Alle meine Sünden büße ich mir bei dieser Frau ab.“

Konrad Veidt lacht: „Sie hat doch recht, es war eine andere Szene angesetzt — und braune Schuhe zur Balltoilette —“

„Wichtigkeit! Die heiligen Gesetze der Kunst könnten verletzt werden, was?“

Die Gesetze der Kunst: was gingen sie Anita an. War sie hierhergekommen um Kunst zu verschleißen? Ist denn Kunst ein Beruf, den man ausübt wie Maschinenschreiben und Deckchensticken? Wie soll sie diesen Idioten von Regisseuren und Agenten begreiflich machen, daß sie nicht spielt, daß es sie ankotzt, irgendwelche vorgeschriebenen Gefühle und irgendwelche fremden Schicksale zu illustrieren, daß sie immer nur sich selbst darstellen kann.

Da ist etwas in ihr, da ist so vieles in ihr, und drängt nach Ausdruck. Der Tanz genügt da nicht und der Film genügt nicht und nicht die Liebe und nicht Alkohol und diese Ehe schon gar nicht, und wenn man all das lebt, was in einem drin ist — nein, das genügt auch nicht. Weil man diesen jähren Wechsel von Stimmungen und Gefühlen doch nicht ausschöpfen kann.

Die Idioten verstehen das nicht. Braune Schuhe zum Abendkleid! Weil es niemand sieht! Aber daß Anita Berber zu schwarzer Balltoilette Seidenschuhe trägt, tragen muß, daß sie sonst nicht mehr Anita Berber ist, und solcher Widerspruch es ihr unmöglich macht, sich frei zu bewegen, zu gehen, zu stehen, zu sitzen — und steckte sie selbst die Füße unter den Tisch, und sähe es niemand: daß sie es sieht, fühlt, weiß — — ach was, die Dummköpfe werden das doch nie verstehen.

Und damit sprang Anita auf einen Tisch der Kantine und begann zum Gehämmer eines schwindsüchtigen Klavierspielers und zur staunenden Begeisterung von Schauspielern, Statisten, Beleuchtern, Frisuren und Arbeitern zu tanzen.

Oben schrie sich Oswald die Kehle heiser nach ihr. Soll er schreien. Glaubt er, weil er sie bezahlt —? Da könnte ja ebensogut Herr Nathusius kommen, weil er doch mit ihr verheiratet ist, und ihr kommandieren, wann sie ins Bett steigen soll. Vor einer halben Stunde mußte sie eine kranke Hure sein und

jetzt muß sie Beethoven tanzen: „Gothik, Spitzbögen und Glasmalerei, Passion, die gebenedeite Jungfrau — Vision von Posaunen und Engelschören.“

Sie brach plötzlich ab, ihr Gesicht flammte vor Empörung: „Ruhig, ihr Schweine dort hinten! Wenn Beethoven gespielt wird, habt ihr das Maul zu halten!“

Sie springt vom Tisch, sieht auf einmal ganz blaß und verfallen aus: „Ach was, gehen wir saufen!“

Ein andermal:

Man drehte eine Szene, in der sich Anita mit einem Revolver zu erschießen hatte.

„Achtung! Fertig! Aufnahme!“

Der Revolver versagt. Pause. Anita untersucht die Waffe: „In Ordnung. Es kann weitergehen.“

„Achtung! Fertig! Aufnahme!“

Anita hebt den Revolver, richtet ihn plötzlich gegen den Inspizienten, drückt ab. In der Panik, während sich alle um den Inspizienten drängen, der durch den Arm geschossen ist, Arzt und Polizei alarmiert werden, bleibt Anita ganz unbeteiligt.

Der Regisseur, zitternd vor Aufregung: „Schrecklich, schrecklich! Daß es noch so glimpflich abgelaufen ist —“

„Ich hab' ja gezielt.“

Der Regisseur sprachlos: „W—as? Auf den Inspizienten? Wieso?“

„Ich hatte doch vorhin gesehen, daß der Revolver scharf geladen war —“

i

„Und da —?“

„Er hatte mir den Revolver gegeben. Und wenn der gleich das erstemal losgegangen wäre? Wenn ich mich wirklich verletzt hätte?“

„Du hast es bemerkt und nichts gesagt? Du hast absichtlich auf ihn geschossen?“

„Er soll seinen Denkart haben. Ein andermal wird er besser aufpassen.“

Da man für derlei radikale Erziehungsmethoden kein rechtes Verständnis aufbrachte, mußte sie das Atelier räumen.

Man holte sie wieder zurück. Richard Oswald holte sie. Immer wieder. Für die „Unheimlichen Geschichten“, für „Prostitution“, für „Cagliostro“, für seine großen Sittenfilme. Hier war eine Frau, die mehr war als eine Begabung. Ihre Ausdrucks- und Wandlungsfähigkeit, diese virtuose Beherrschung des Körpers, diese Knappheit in den Bewegungen — „du hast eine große Zukunft im Film, Anita!“

Anita lachte: „Kannst mich gerne haben! Zukunft? Was interessiert mich die Zukunft!“

Nein, die interessierte sie wirklich nicht. Da hatte sie ein herrliches Instrument, an dem sie sich immer wieder berauschte, auf dem sie virtuos zu spielen verstand, dem sie immer neue Töne, neue Melodien abtrotzte. Im Tanz, vor der Kamera, im Rausch: das Instrument ihrer Kunst war ihr Körper. Sie hatte nichts anderes. Ihm hörig zu sein, mit ganzer Inbrunst, mit aller Leidenschaft, das war ihr Schick-

sal. Und daneben gab es keinen Beruf und keinen Gelderwerb und keine Gegenwart und keine Zukunft, nichts.

Die Ehe? Mein Gott, ach ja. Schon bald zwei Jahre verheiratet, finden Sie nicht, daß das eigentlich recht lange ist? Nun könnte wieder mal was Neues kommen.

Das Neue kam. Es hieß Susi Wanowski.

Eines Abends erscheint Anita bei ihrer Freundin im „Esplanade“. Sie kennen sich schon einige Wochen, haben öfters zusammen gebummelt, Anita hat sich wieder einmal verloren. Endlich eine Frau, die Willen hat und Kraft, der man sich unterwerfen kann. Kein solcher hysterischer Waschlappen wie dies doofe Offiziersweibchen aus Wien. Und nun ist Anita da, zündet sich eine Zigarette an, sagt so nebenhin:

„Du mußt meine Koffer holen lassen. Ich bleibe hier.“

„Wo? Hier im Hotel?“

„Ja, hier bei dir.“

„Aber das geht doch nicht. Mein Freund, und dein Mann —“

„Dein Freund wird ausziehen, und meinem Mann wirst du sagen, daß ich nicht mehr nach Hause komme.“

Susi kann sich noch immer nicht fassen: „Aber was ist denn geschehen?“

Anita verständnislos: „Geschehen? Was soll denn

geschehen sein! Ich hab' genug, sonst nichts. Schluß.“

Herr von Nathusius wollte nicht daran glauben, daß dieses „Schluß!“ wirklich auch ein Ende bedeuten könnte. Mochte Anita ein paar Tage mit Susi durchbummeln, sie würde schon zurückkommen.

Anita kam nicht mehr zurück.

Einige Wochen später war die Ehe geschieden.

Anita nahm ihr früheres Leben wieder auf. Hotels, Reisen, Tourneen, Tanz, Film, Nachtlokale. Mehr — noch mehr! Anderes! Gab es nichts anderes? Es gab noch Kokain, und es gab Opium. Aber Susi hielt sie am Zügel. Anita muckte auf, öfters kam es zu Krachs und Skandalen, mitunter prügelten sie sich, aber Susi war stärker.

Doch dann kam etwas, das stärker war als Susi: die Zeit. Die war schon groß gewesen und heroisch geworden und dann traurig und verzweifelt — nun wurde sie irrsinnig. Wahrscheinlich war sie das schon lange, schon damals, als sie zum Kanonengebrüll Kirchenchoräle anstimmte und ihre Blößen mit Extra-Ausgaben drapierte. Jetzt aber riß sie sich auch die letzten Fetzen vom Leib und wälzte sich grinsend in der Gosse.

Da schrieb man das Jahr 1922.

17. September: Ich werde 17 setzen und 9, beschloß Anita, als sie vor der Passage ein Taxi anrief.

Unablässig flutete der Menschenstrom wie in einem zu engen Bett gegen die Friedrichstraße. Die Pas-

sage war durchtobt vom Lärm seiner Brandung, über der die kreischenden Stimmen der Ausrufer wie zerfetzte Fahnen flatterten. Immer dieselben Worte, die wie ein aufreizender Köder in die Menge geworfen wurden. Und die schnappte danach lüstern-gierig und wälzte sich weiter.

„Die Probiererin der Kaiserin!“ — „Kinderbordell am Alexanderplatz!“ — „Erlebnisse eines Sadisten!“ — „Anders als die andern!“ — „Die letzte Börse!“

Vor den Auslagen staut sich der Menschenstrom in kreiselnden Wirbeln, minutenlang: Kaiserbilder zwischen nackten Weibern, „Der Kronprinz in Wieringen“ neben „Dokumente der Frauenschönheit“. Die Synthese von Byzantinismus und Pornographie wirkt so durchschlagend, daß dagegen nur noch „Das anatomische Wunder-Kabinett“ — „Eintritt nur Erwachsenen gestattet!“ — zu konkurrieren vermag. Dirnen, Zuhälter, fliegende Händler. Von Regenmänteln bis „Koks“, von Juwelen bis Liebe — alles auf Lager, sofort lieferbar. Dazwischen junge Burschen mit geschminkten Wangen und untermalten Augen, in geschweiften Röcken und spitzen Schuhen, wie lebendig gewordene Wachspuppen aus einem Modedesignsalon. Die Mädchen, aufgedunsen und blaß, streichen wie hungrige Katzen an den Mauern entlang. Ein Gefühl, als atmete man in sumpfigem Kerker.

Da — ein Krach, eine Welle Geschrei und Lärm spritzt auf, ein junger Bursch poltert die Stufen von der Destille nebenan auf die Straße herab. Ein ande-

rer folgt ihm, Wortwechsel, schon sitzt ein Hieb, ein zweiter, bis der eine Junge zu Boden stürzt. Da tritt ihm der andere mit dem Stiefelabsatz in die Hüfte, auf den Bauch, den Schädel, er blutet — — die Sipo! Der Kreis der Zuschauer löst sich. Der Gestürzte steht mühsam auf, wischt sich Kot und Blut aus den Augen, torkelt finstern Blicks in die Kneipe zurück.

Helles Lachen steigt hoch, ein Schrei zerplatzt, Auto-gehupe, das gleichmäßige Summen des Menschenstroms, begleitet vom blechernen Rhythmus eines Jazz, der aus der nächsten Diele dringt —

„Komm mit, Kleiner!“

„Streichhölzer! — Streichhölzer!“ Dann verstummt der Invalide und rutscht noch zwei Schritte vorwärts, um seine Prothesen in besseres Licht zu rücken.

„Nackttanz gefällig? — Nackttänze! Garantiert nackte Damen, meine Herrschaften! Garantiert —“

Anita warf dem Schlepper ein so gemeines Witzwort an den Kopf, daß der mit offenem Mund verstummte. Auf seinem verhungerten Gesicht mischte sich Respekt mit Verblüffung. „Ah, Anita Berber!“

Jeder kennt mich, dachte Anita. Die Bewunderung im Ausruf des Zuhälters schmeichelte ihr. So stieg sie ins Auto. Das Auto fuhr los. Nach dem Westen.

Das Schwungrad des Betriebs saust über dem nächtlichen Berlin. Berlin amüsiert sich.

Anita sah auf die Uhr. Es war halb eins. Seit einer halben Stunde wartete Susi und die ganze Gesell-

schaft bei der „Maenz“. Wieso das heute in der „Weißen Maus“ so lang gedauert hat? Sie hatte noch und noch zugegeben, „Morphium“ und die „Vision“. Ach was, sollen sie warten! Anita redete sich in einen bösen Trotz hinein. Was glaubt eigentlich Susi! Ich kann kommen, wann ich will, und wenn ich nicht will, komme ich überhaupt nicht. Wenn sie wieder zu kommandieren versucht, spring ich ihr ins Gesicht. Sie hat mir nichts zu befehlen, gar nichts!

Als Anita am Kurfürstendamm aus dem Auto stieg — Zobelpelz, Monokel im grell bemalten Gesicht unter rotem Haarschopf —, blieben Passanten stehen, Huren liefen herbei, bildeten beinahe ehrfürchtig eine Gasse, durch die Anita ins Lokal stürmte.

Sie nahm sich nicht die Zeit, zu essen, stürzte einen Kognak hinunter — „Kellner, noch einen! — — Also gehen wir!“ Sie ließ keinen zu Wort kommen, als Susi sie beiseite und in ein Gespräch zu ziehen versuchte: der Agent warte auf Antwort, solle man den Vertrag in der „Weißen Maus“ verlängern, aus Hamburg sei ein Telegramm gekommen — wurde Anita böse, warf den Kopf in den Nacken wie ein wildes Pferd, warf im Aufspringen drei Teller vom Tisch, das Klirren der Scherben peitschte sie noch mehr auf, schon hatte sie ein Glas in der Hand und schmiß es auf den Boden. So stürmte sie aus dem Lokal. Die andern mußten folgen.

„Laßt sie,“ sagte Dr. K. und schob die unvermeid-

liche Zigarette in den andern Mundwinkel. „Da kann man nichts machen.“

Der kleine M., ein zwanzigjähriges Bürschchen, lief nach vorne, hing sich an Anita. Sie wurde sofort ein lustiges Schulmädel, nahm des Jungen Arm, strich ihm die Haare aus der Stirn — ein Backfisch, der ganz stolz ist, einen Primaner bemuttern zu können.

Der Doktor seufzte. Ein hoffnungsloser Fall, dachte er. Laut sagte er — nein, er sagte nichts, er schob die Zigarette in den andern Mundwinkel. Wahrscheinlich hatte er es nur solcher resignierter Überlegenheit zu danken, daß Anita ihm durch alle Krisen und Konflikte Freundschaft hielt.

An der Ecke der Tauentzienstraße stand schon der Schlepper des Spielklubs auf Posten, kam, vorsichtig nach allen Seiten witternd, der Gesellschaft entgegen. „Heute in der Passauer,“ wisperte er und drückte Anita ein Kärtchen in die Hand. „Der nächste steht Ecke Augsburger.“

Dort mußte man einige Minuten warten, bis der zweite Schlepper auftauchte, mit einem schnellen, mißtrauischen Blick die Gesellschaft musterte: Anita und Doktor K. waren hinreichende Garantie, den dicken Schauspieler B., Stammgast sämtlicher Klubs um die Gedächtniskirche, begrüßte er durch kollegialen Händedruck. Dann öffnete er ihnen das Tor.

Man stieg, immer wieder und von allen Seiten zu

„Ruhe“ und „leise“ aufgefördert, drei Treppen hinauf, eine Türe öffnete sich auf das Klopfsignal des Schleppers, der noch schnell rapportierte, daß die „Luft rein“ sei, und sich sofort wieder davonmachte, um seinen Posten an der nächsten Straßenecke zu beziehen.

Im Vorzimmer hingen eine Menge von Hüten und Mänteln. Aus der Küche kam fettiger Bratengeruch. Die Wohnung, typisch kleinbürgerlich eingerichtet, mochte einem Kaufmann oder Beamten gehören. Ein schmutziger Unterrock tauchte zwischen den Türen auf und verschwand.

Im nächsten Zimmer war der Spielklub etabliert. Auf den großen runden Tisch hatte man ein grünes Tuch gebreitet, die Roulette stand rechts auf einem besonderen Tischchen.

Es herrschte Stille. Das Klirren der Kugel, das Klappern der Jetons, die Ausrufe des Croupiers ließen sie noch unheimlicher erscheinen.

Anita trat, gefolgt von ihren Freunden, an den Tisch. Etwa zwanzig Personen bildeten die Runde, nur die Hälfte von ihnen hatte Stühle, die andern mußten stehen, verfolgten im Banne des Spiels die rotierende Kugel. Einige hatten Zettel weißen Papiers vor sich liegen und schrieben, ganz ihren Berechnungen hingegen, die gerufenen Nummern mit. Frauen waren da, eine ältere Dame, deren Geiergesicht sie als Berufsspielerin erkennen ließ, zwei auf mondän zurechtgemachte Bürgerweibchen, ein Straßenmäd-

chen, das aber nicht selbst setzte, sondern nur einem jungen Burschen sekundierte. Neben diesem blassen Jungen, dessen übertriebene Eleganz — tief ausgeschnittene Weste, modische Schleife, auffallend kariertem Anzug — recht schäbig wirkte (er mochte wohl ein Kommis, Friseurgehilfe oder defraudanter Kassierer sein), saß ein dicker Mann im Smoking, der einzige, der hier Abendanzug trug. Ein paar ältere Herren, deren saloppe Kleidung und dicke Brieftaschen auf ihre gesicherte Lebensstellung schließen ließen, vervollständigten die Runde. In der Ecke drückten sich auf einem Sofa ein paar undeutliche Gestalten herum, tranken schwarzen Kaffee, im Nebenzimmer war auf einer mächtigen Kredenz ein primitives Büfett hergerichtet. Das Ganze wirkte in seiner Mischung von solider Kleinbürgerlichkeit und billiger Verruchtheit trostlos. Aber von den Anwesenden hatte keiner Sinn und Blick für die Umgebung und nur Aufmerksamkeit für den Lauf der kleinen Kugel.

„Siebzehn, neun und rot,“ sagte Anita und schob die Jetons auf die Felder. Der blasse Junge starrte einige Sekunden lang Anita an, setzte dann zögernd, wie unter ihrem Bann, dieselben Nummern. Doktor K. warf gleichgültig eine Marke auf den Tisch, sie rollte und blieb auf Zero liegen. „Lassen Sie!“ sagte der Doktor und zündete sich eine neue Zigarette an.

Der dicke Schauspieler, der sich beharrlich durch

die Reihen der Umstehenden gezwängt und einen Stuhl erkämpft hatte, etablierte sich hier sehr umständlich, als dächte er, die nächsten Stunden nicht mehr von diesem Platz zu weichen, und setzte auf „Rot“ und auf „Gerade“. Er spielte immer so, sehr vorsichtig, mit den kleinsten Beträgen, gewissenhaft und ausdauernd. Sein einziger Gedanke: ich muß die paar Mark zusammenkriegen, die ich morgen zum Leben brauche. Hatte er das, so ging er. Öfters verlor er auch sein letztes Geld, dann borgte er sich so viel zusammen, um am nächsten Abend wieder spielen zu können, und ersparte sich alle anderen Ausgaben, Essen und Rauchen, indem er den ganzen Tag im Bett blieb. Für ihn war Spiel ein anstrengender, sehr wenig erfreulicher und ziemlich langweiliger Beruf. Aber der einzige, den er jetzt ausüben konnte.

Die Kugel sprang in die Roulette. Die Roulette stand, die Kugel sprang noch einmal hoch und blieb auf siebzehn liegen.

Als der Croupier Anita einen Haufen Jetons zuschieben wollte, winkte sie ab: „Lassen Sie liegen!“

Alle Köpfe wandten sich Anita zu.

Susi murmelte etwas: „Dummheit!“ oder so. Das verstärkte nur noch Anitas Trotz. „Siebzehn!“ sagte sie besonders laut. „Und nu man los!“

Es ging sehr schnell.

„Siebzehn,“ sagte der Croupier.

Die Spannung riß jäh ab, beinahe hörbar. Zuerst

sprang der blasse Kommiss auf, er hatte mit weit über den Tisch gebeugtem Oberkörper den Lauf der Kugel verfolgt, jetzt strich er hastig die Marken ein, wollte sie schnell zu kleinen Säulen schichten, aber seine Hände zitterten so stark, daß die Säulen zusammenfielen und die Jetons auf den Boden rollten.

Der Doktor stieß einen leisen Pfiff aus. Das konnte Anerkennung bedeuten oder Verblüffung oder Warnung. Die anderen Spieler hatten mit einem Ruck Anita ihre Gesichter wieder zugewendet, alle Empfindungen, von Neid bis Neugier, malten sich darauf, die Frau mit dem Geierschnabel blätterte fieberhaft in ihren Papieren.

„Donnerwetter!“ sagte Susi. Es war die erste primitiv-menschliche Reaktion, und sie löste sofort ein Durcheinander von Ausrufen, Fragen, Zahlen aus. „Zum zweitenmal!“ — „Siebzehn war heute noch nicht gewesen!“ — „War doch gewesen!“ — „Jetzt kommt Zero!“ — „Nein, einunddreißig!“ —

Jemand bot Anita einen Stuhl an. Sie lehnte ab und blieb stehen. Ihr Gesicht, eine Maske des Triumphs, hing wie ein selbständiges Wesen über dem Tisch. Aber Anita dachte: Kommt jetzt der Rausch? Warum kommt er nicht? Warum bleibe ich so kühl? Wieviel macht denn das? Dafür kaufe ich mir — — Sie brach ärgerlich den Gedanken ab. Zum zweiten Male! frohlockte sie und fühlte ein angenehmes Prickeln die Wirbelsäule entlang laufen. Wenn ich

will, wenn ich einmal richtig will —! Sie fühlte sich jetzt ungeheuer mächtig, im Besitz unbegrenzter Kräfte und Energien. Das berauschte sie.

„Es geht weiter, meine Herrschaften!“

In diesem Augenblick spürte Anita eine merkwürdige Beklemmung: jemand war hinter sie getreten. Sie zuckte zusammen. In der nächsten Sekunde schon schüttelte sie das ab, sie wandte nicht einmal den Kopf. Denn da war ihr Blick auf dem lächelnden Gesicht des korrekten Herrn im Smoking haften-geblieben. Dies Gesicht irritierte sie. Was feixt der Kerl so blöd? Will er sich über sie lustig machen?

„Es geht weiter, meine Herrschaften!“

Alle sahen auf Anita, bevor sie setzten, nur die Frau mit dem Geierschnabel legte entschlossen zwei Jtons auf siebzehn.

„Rot und Gerade,“ sagte der dicke Schauspieler.

Anita griff eine Handvoll der roten, blauen und grünen Tafeln, aber als sie die Marken setzen wollte, stockte sie. Sie fühlte, wie ihre Sicherheit schwand. Darauf war nur der Mann hinter ihr schuld. Oder war es eine Frau? Sie wollte sich umdrehen, vergaß es sofort, herrschte den Smoking an: „Sprechen Sie nicht soviel, mich macht das nervös!“

Während der sie noch verblüfft und ein wenig belustigt anstarrte, setzte sie schnell auf neunundzwanzig. Doch schon tat es ihr leid: ob ich nicht doch eine andere Zahl — —

„Es geht nicht mehr!“ Die Kugel schwirrte los. Im

Bruchteil einer Sekunde durchzuckte Anita der Gedanke: Wenn jetzt wieder siebzehn — — Blödsinn, das drittemal!?

„Siebzehn!“ Alle riefen es gleichzeitig.

Anita sah dem Haufen von Jetons nach, den der Croupier zusammenkehrte, und ein schmerzhaftes Gefühl, genarrt worden zu sein, trieb Ärger und Wut in ihr hoch. „Neunundzwanzig!“ schrie sie trotzig und warf alles hin, was sie noch an Marken besaß.

„Zero!“ stellte kurz darauf der Smoking fest. „Heute zum erstenmal!“

„Und ich sage Ihnen jetzt schon zum zweitenmal, daß Sie den Mund halten sollen, verstanden?“ Anita tobte gegen den korrekten Herrn los und war doch gleichzeitig mit ihren Gedanken bei dem Mann hinter ihr. Was will denn der? Wer ist es denn? Was tut er da? Sie wollte ihm schon sagen, er solle sich woanders hinstellen, aber dann dachte sie, es lohne nicht. Der Mann — sie hatte nur flüchtig seine scharf vorspringende Nase gesehen über einem weichen Mund, schmale Lippen — sah sie unausgesetzt an. Sie fühlte das, fühlte seine Blicke auf ihrem Rücken und auf ihrem Hals —

„Sie sollen schweigen, zum Teufel! Wenn Sie noch einmal das Maul auftun, werfe ich Ihnen diese Aschenschale an den Kopf!“

Der Smoking wollte etwas erwidern, dann lächelte er überlegen und wandte sich an seinen Nachbarn.

„Gib!“ Anita streckte ihre Hand zu Susi hinüber. Als diese zögerte, stampfte sie wütend auf: „Na, wird's, mach' schon!“ Susi öffnete ihr Täschchen, da hatte Anita es ihr schon entrissen, warf alle Banknoten in einem Bündel auf Zero.

Der Haufen Geldscheine brachte den blassen Jungen in Rage, plötzlich nahm er eine ganze Rolle seiner Jetons und stellte sie dazu, seine Freundin konnte ihm nicht mehr in den Arm fallen. Er hatte nur noch Augen für Anita.

Der Schauspieler lehnte sich zurück. Feierabend. Er überzählte noch schnell seinen kleinen Gewinn, ließ sich vom Croupier die Marken einwechseln, er war fertig für heute, nun wartete er, was geschehen würde.

Es geschah, daß Anita alles verlor. Auch der blasse Junge verlor, beim nächstenmal hatte er alles verspielt. Dann begann er, heiser, mit dem Croupier zu verhandeln, ob er ihm nicht auf seine Uhr — eine Kleinigkeit — — Der Croupier lehnte ab. Die kleine Freundin keifte und schluchzte durcheinander.

„Gib!“ schrie Anita. Susi hatte kein Geld mehr. Auch Doktor K. hatte keines. Der kleine M. zog seine Börse, wühlte in allen Taschen, brachte noch einen Schein hervor, den er Anita reichte. Die nahm ihn prüfend in die Hand. Das Gefühl der Wut, der Verzweiflung drückte sie nieder, und sie kostete es aus mit einem wilden Trotz wie etwas sehr Bitteres. Bande, dachte sie, Schweine! Habt ihr mich doch

kleingekriegt! Wenn der hinter mir jetzt nicht verschwindet —

Da hatte der Mann im Smoking das Pech, über einen Witz seines Nachbars lachen zu müssen. „Sehr gut,“ sagte er, „ausgezeichnet.“

Anita ergriff mit unheimlicher Ruhe die bronzene Aschenschale und warf sie mit aller Wucht über den ganzen Tisch hinweg dem Mann an den Kopf. Ein Blutstrahl spritzte auf das grüne Tuch. Der Mann, leichenblaß, verdrehte die Augen und sank zurück.

„Ich habe ihm zweimal gesagt, daß er den Mund halten soll, ich habe ihm zweimal gesagt — —“ Die Stimme der Berber gellt im Diskant.

Tumult. Hysterische Schreie der beiden Frauen; die kleine Dirne, deren Augen voller Entsetzen wie in Hypnose auf die blutige Wunde starren, droht in Ohnmacht zu fallen; die anderen sind aufgesprungen, ratlos, der Schauspieler rettet sich in ein kindisches Lächeln, die Frau mit dem Geierschnabel hält krampfhaft die Papiere in der Hand wie eine kostbare Beute, es sieht aus, als wollte sie flüchten. Nur den Bankdefraudanten vermag auch dieser Zwischenfall nicht seiner Verzweiflung zu entreißen, er läßt ganz apathisch die Augen von einem zum andern laufen, aber mit seinen Gedanken ist er bei der kleinen Kugel: ob mir nicht doch jemand auf meine Uhr so viel borgen wird, daß ich noch einmal das Glück zu zwingen versuche? Nur noch ein einziges Mal.

Der Croupier bewahrt als einziger Ruhe und kühle Überlegung: „Einen Arzt!“

Die Gesellschaft Anitas ist im Augenblick von der allgemeinen bösen und feindseligen Stimmung wie umzingelt. Vorwurfsvolle, haßerfüllte Blicke, man macht jeden von ihren Freunden für Anitas Exzeß verantwortlich. Und als der Doktor — er ist als erster vorgestürzt — Anstalten trifft, die Wunde zu untersuchen und einem Mann das schmutzige Taschentuch aus der Hand schlägt, mit dem dieser das Blut stillen will, wendet sich die allgemeine Empörung gegen ihn. Nur seiner Entschiedenheit ist es zu danken, daß er sich behaupten kann und seine energischen Anweisungen zwar zögernd, aber willig befolgt werden: „Wasser, ein reines Tuch!“ Die Wunde erweist sich, nachdem es gelungen ist, die getroffene Ader zu unterbinden, als nicht allzu gefährlich.

„Gut getroffen!“ Die Stimme hat eine so aufreizend blasierte Färbung, daß Anita mit einem Ruck herumfährt. Jetzt erst — endlich — kommt sie dazu, den Mann hinter ihr näher zu betrachten. Sie blickt in zwei kalte Augen, der Mund, weibisch, wirkt grausam und besonders unsympathisch. Schwarzes, glatt nach hinten gekämmtes Haar, zwei Strähnen sind kunstvoll bis zur Hälfte der Schläfe heruntergezogen, die Augen mit Tusche untermalt, das hagere Gesicht weiß gepudert: die Maske eines Fanatikers, künstlich auf Dämonisch zurechtgemacht. Die tadellose, sehr elegante Kleidung unterstreicht die weibische

Grazie eines verspielten, aber durchtrainierten Körpers. Voilà Herr Droste.

„Wir haben uns schon mal gesehen,“ sagt Anita.

„Bei Celly de Rheydt!“ bestätigt der Tänzer. Und dann mustern sie sich schweigend, sekundenlang.

Susi versucht abzulenken: „Ich erinnere mich, vor einigen Wochen in der ‚Gondel‘, auf dem Weg zu den Garderoben — — —“

„Sie sind schuld, daß ich verloren habe,“ grollt Anita. Da stehen sie in einer hinteren Ecke des Saales, paffen Zigaretten, haben beide ganz vergessen, was ringsum vorgeht, sind beide geladen mit Widerwillen und Haß gegeneinander und kommen doch nicht voneinander los.

Widerlicher Fatzke! denkt Anita. Ich möchte ihm —

Mir imponierst du noch lange nicht! denkt Droste.

Ich möchte dir schon —

Gedanken und Sätze bleiben unausgesprochen.

„Jetzt gehen wir!“ sagt Anita.

„Ins ‚Eldorado‘!“ ergänzt Droste.

Sie gehen nebeneinander hinaus. Susi muß allein folgen.

VII.

Willy Knobloch, Sohn des Strumpfwarenfabrikanten Knobloch in Chemnitz, Sachsen, dreißig Jahre alt, war ein junger Mann mit vielerlei künstlerischen Talenten und ohne überragendes Talent. Klug genug, um das zu fühlen, und zu eitel, um es sich einzugestehen, nüchtern genug, um die Möglichkeiten seiner Zeit zu wittern, und nicht phantasiearm genug, sie rein kommerziell auszunutzen, ein Romantiker ohne starkes Gefühl und ein Egoist ohne starken Willen, Bohemien aus Schwäche, lasterhaft aus Berechnung und berechnend aus Mangel an Leidenschaft: so konnte Herr Willy Knobloch seine Zugehörigkeit zu einer Generation nicht verleugnen, die, zwischen Abitur und Schützengraben aufgewachsen, aus der Not ihrer Jugend in die Greisenhaftigkeit eines blasierten Snobismus flüchtete. Willy Knobloch, begabt mit einem schönen und gut durchgebildeten Körper, mit Geschmack und musikalischem Empfinden, beschloß, Tänzer zu werden. Der Entschluß erforderte nicht mehr als die Änderung des allzu bürgerlichen Namens und die Anschaffung von ein paar neuen Anzügen, teuren Seidenstrümpfen und auffallenden Hemden. Welchem besseren Zweck hätten die väterlichen Wechsel dienen können?

Sebastian Droste war nicht ohne Ehrgeiz. Doch nicht das künstlerische Wirken — die äußere Wirkung erstrebte er, auch darin durchaus seine Lebenstüchtigkeit erweisend. Sein praktischer Sinn sagte ihm, daß Sinnlichkeit, sofern sie sich nur entsprechend pervers drapierte, eine große Chance habe, und daß man das reiche Bürgertum am leichtesten gewinnen könne, wenn man es ob seiner Bürgerlichkeit verhöhne. Auf dem brüchigen Boden der allgemeinen Unsicherheit konnte man nur festen Fuß fassen, indem man durch seine Sicherheit imponierte. Bluff war alles. So kam Droste zum Ballett der Celly de Rheydt, deren Nackttänze damals die große Sensation Berlins waren.

Da das Leben nicht erfreulich war, so war die Sucht des Bürgers, sich auszuleben, besonders groß und allgemein. Und da man nicht mehr die Kraft zur Hemmungslosigkeit hatte, so berauschte man sich an der Hemmungslosigkeit der anderen. Nackttanz wurde die große Mode des Jahres 1922. Hier, in den geheimen Bars und Dielen, hatte man teil an dem Laster der Zeit, fand sich selbst sehr verrucht und behielt doch das tröstliche Bewußtsein seiner bestrenommierten Bürgerlichkeit.

Als Droste Anita kennenlernte, wußte er sofort, welche große Chance er gewann. Er, der bisher nur sich selbst in Szene gesetzt hatte, bekam jetzt eine Frau in die Hand, die schon eine Sensation war, ohne daß sie es sein wollte. Wieviel mehr mit ihm zusam-

men, unter seiner Führung, bewußt geleitet! Doch würde Anita sich von ihm führen lassen?

Anita ließ sich von ihm führen. Hier war der erste Mensch, der ihr imponierte. Ob sie ihn durchschaute? Seine Verlogenheit, seine Bluffs? Ob sie erkannte, daß seine Lasterhaftigkeit nur Koketterie, seine Leidenschaft nur kalte Mache war? Ja. Und gerade deshalb schloß sie sich um so enger an ihn an.

Das waren jetzt schon zwei, drei Jahre, daß sich Anita so treiben ließ, jeden Widerstand, jeden Versuch aufgegeben hatte, sich in dieser Zeit und gegen sie zu behaupten. Anita tobte durch Rausch und Exzesse, stürmte durch Nachtlokale, Filmateliers, durch Genuß und Laster, sie grübelte nicht mehr den Erlebnissen nach und horchte nicht mehr in sich hinein: aber auch das machte nicht glücklich, nicht einmal leicht. Vorübergehend hatte es geschienen, als würde solcher Verzicht wenigstens die giftige Unrast in ihrem Blut betäuben. Bei Susi Wanowski hatte sie immerhin einen Rückhalt gehabt, sie konnte alles auf sie abschieben: Verhandlungen mit Agenten, Schlichtung von Krachs — aber am Ende fühlte sie, daß auch das keine Lösung war.

War Droste eine Lösung? Er hatte Einfälle und er hatte Ideen. Er riß sie mit, gerade weil er selbst im Grunde unbeteiligt blieb. Er war ein großartiger Regisseur: alles, was in Anita lag, wirkliches Gefühl, echte Leidenschaft, er machte daraus eine Sensation, einen Bürgerschreck. Anita war so müde, daß sie es

herrlich fand, sich von Droste vorwärtsjagen zu lassen. Ihr ekelte so vor sich selbst, daß sie eine wahre Wollust empfand, wie Droste ihr innerstes Wesen prostituierte. Ihr graute vor der Zeit — Droste machte daraus Tänze des Grauens; bisher hatte sie immer wieder gegen die Fesseln gewütet, die sie in sich spürte — Droste stachelte sie auf, ihre ganze Verzweiflung, ihren ganzen Ekel der Gesellschaft ins Gesicht zu spucken. Dabei stand er immer neben ihr, spornte sie an, übertrumpfte sie sogar. Droste inszenierte ihre Tänze und er inszenierte ihr Leben. Er hatte gleich begriffen, daß diese zwei Sphären für Anita nicht zu trennen waren. Er verstand sie. Er konnte sie führen, weil er rücksichtslos und ohne Hemmungen war. Rücksichtslos gegen Anita, ohne Hemmungen gegenüber der Umwelt. Er war minderwertig. Also mußte sie ihm verfallen. Auch das war ein Weg zur Selbstzerstörung. Wahrscheinlich der kürzeste Weg.

Es war eine echte, große Leidenschaft, die Anita zu Droste zog. Sie dichtete:

I c h.

Sebastian zu eigen.

Wachs schimmerndes Wachs

Ein Kopf — ein Brokatmantel

Wachs —

Rot — wie Kupfer so rot und lebende Haare

Funkelnde Haare wie heilige Schlangen und
Tot [Flammen
Millionenmal tot
Verwest
Und schön — so schön
Blut wie fließendes Blut
Ein Mund stumm
Nacht ohne Sterne und Mond
Die Lider — so schwer
Schnee wie kalter wärmender Schnee
Ein Hals — und fünf Finger wie Blut
Wachs wie Kerzen
Ein Opfer von ihm.

Und ein anderes Gedicht:

Orchideen.

Ich kam in einen Garten
Der Garten war voll von Orchideen
So voll so voll und schwer
Es blühte und lebte und webte
Ich kam nicht durch die süßen Verschlingungen
Ich liebe sie so wahnsinnig
Für mich sind sie wie Frauen und Knaben
Ich küßte und koste jede bis zum Schluß
Alle alle starben an meinen roten Lippen
An meinen Händen
An meiner Geschlechtslosigkeit
Die doch alle Geschlechter in sich hat
Ich bin blaß wie Mondsilber.

Ihre Geschlechtslosigkeit — vielleicht war sie das stärkste Band, das Anita an Droste knüpfte. Das große Unbefriedigtsein, immer wieder Enttäuschung und Ekel, immer wieder die Gewißheit, daß der Rausch sich nicht erzwingen läßt, und daß das Feuer, in dem sie verbrennen will, keine Wärme gibt. Kapitulieren? Nein, das ging nicht. Noch nicht. Aber Kompromisse schließen, ebensowenig. Wie oft hatte sie Anlauf genommen, wie oft sich in Erlebnisse gestürzt: es mußte, mußte, mußte doch einmal gelingen, Erfüllung zu finden.

So raste Anita durch ein Flammenmeer und — fror. Nun konnte sie nicht mehr. Nun wollte sie nicht mehr. Um sich mit Halbem zu bescheiden, dafür war sie zu anspruchsvoll; um sich belügen zu können, zu ehrlich; um immer wieder zu hoffen und von vorne zu beginnen, zu abgekämpft.

Die Männer waren eine Enttäuschung, die Frauen ebenso. Weder hier noch dort gab es jenes Letzte, das sie erträumte. Also Flucht in den Traum: Alkohol, Kokain, Morphinum. Also Flucht in die Welt der Männer, die keine Männer, und der Frauen, die keine Frauen sind: da man nicht über sich selbst zu springen vermag, so versucht man es mit dem Sprung über den eigenen Schatten; da das Geschlecht versagt, flieht man in die Geschlechtslosigkeit. Auch das ist ein Weg zur Selbstzerstörung, wahrscheinlich der bequemste.

Droste war bequem: er war mehr oder weniger als

ein Mann, mehr oder weniger als eine Frau — anders. Also war er der beste Gefährte auf der Flucht in die Welt des Nebels, des Dämmerers, der halben Erfüllungen und der ganzen Illusionen. Also heirateten sie.

Sie traten zusammen auf: „Tänze des Grauens, des Lasters und der Ekstase.“ Droste hatte zu diesen „Legenden“ eine Theorie beigezeichnet: „Die Verbindung menschlicher Ausdrucksmöglichkeit in körperlicher Form, das Empfinden letzter, sensibelster seelischer Regungen in pantomimischer Gestaltung, das Zusammenfassen von Bewegung, das ist Form, Musik, Farbe (Dekoration und Scheinwerfer), ist das Wesen der gestalteten Legende.“ Aber wichtiger als die Theorie waren die Titel, die Droste zu den Tänzen entwarf, und die Inhaltsangaben, die er auf die Programme drucken ließ. Da konnte man gruselig lesen, daß im Tanz „der Gehenkte und die Lasterhafte“ ein „grauenerregendes Gerüst zu sehen ist, an dem der noch zuckende Gerichtete baumelt. Unter diesem bringt der überaus fruchtbare Boden schon neue Last für die rote Leiter hervor“. Andere Tänze hießen: „Die Leiche am Seziertisch“ (Inhalt: „Leiche Messer Leiche Messer Liebe“), „Haus der Irren“, „Kokain“, „Die Mondsüchtige und der Sträfling“, „Byzantinischer Peitschentanz“.

Im November 1922 trat das Paar in Wien auf. Im Apollotheater. Es war die Sensation des Winters. Droste sorgte dafür, daß das Interesse der Öffent-

lichkeit an den Tänzen und dem Leben des Paares nicht erlahmte. Am 15. November wurde Droste verhaftet.

Er hatte versucht, von einem großen Juwelier unter dem Vorwand, daß er von seinem Freund, dem Prinzen Taxis empfohlen sei, ein Darlehen von 50 Millionen Kronen zu erlangen. Unterschriften erwiesen sich als gefälscht, und wenn auch die Verhaftung nicht aufrechterhalten werden konnte, so wurde er doch mit der Ausweisung aus Österreich bestraft. Zur Regelung seiner Schulden — 200 Millionen Kronen — wurde ihm eine Aufenthaltsbewilligung bis Ende November gewährt.

Der November ging vorbei — Anita und Droste dachten nicht an Abreise, in der Wiener Presse ging das Rätselraten an: Was würde geschehen? Würden sie per Schub über die Grenze gebracht werden?

Inzwischen hatte sich Droste an die Direktion des Etablissements „Ronacher“ gewendet und gebeten, ihn und Anita für den Monat Dezember zu engagieren und bei der Polizei die Aufenthaltsbewilligung für das Gastspiel zu erwirken. Der Direktor setzte auch diese Erlaubnis durch, das Gesuch war damit begründet worden, daß durch die Einnahmen des Gastspiels die Wiener Gläubiger des Paares, wenigstens zum Teil, befriedigt werden könnten. Aber kurz darauf mußte das „Ronacher Theater“ erfahren, daß Anita Berber und Sebastian Droste

nachträglich auch Verträge mit dem Wiener „Apollo-Theater“ und dem „Tabarin“ für denselben Monat abgeschlossen und sich auch durch die Direktionen dieser Theater Aufenthaltsbewilligungen verschafft hatten.

Großer Krach. Schiedsgerichtsverhandlungen bei der Internationalen Artisten-Organisation. Urteil: Auftreten im „Tabarin“ und „Apollo“ untersagt, die Erfüllung des Vertrages gegenüber „Ronacher“ angeordnet.

Anita und Sebastian nahmen das Urteil an und tanzten — in den „Kammerspielen“. Also Haftantrag. Antrag auf Landesverweisung.

Man einigt sich: Anita erklärt, in keinem Wiener Theater mehr aufzutreten, worauf die Kläger den Haftantrag zurückziehen.

Am selben Abend tanzt Anita wieder in den „Kammerspielen“.

Am nächsten Abend wird Anita unmittelbar vor Beginn der Vorstellung im Theater verhaftet. Drei Tage Arrest wegen Kontraktbruch.

Abermalige Einigung: Anita und Sebastian dürfen bis Silvester in den „Kammerspielen“ tanzen gegen die Zahlung eines Pönale und die Verpflichtung, am 1. Januar Wien endgültig zu verlassen.

Aber in der Woche darauf muß Droste ins Gefängnis. Anzeige wegen Betrug und Wechselfälschung. 70000 Lire, 200 Millionen Kronen und kostbaren Schmuck soll er zwei deutschen Gräfinnen entwendet

haben. Die Affäre ist unklar, Droste muß Wien verlassen, noch ehe die Untersuchung abgeschlossen ist. Als lästiger Ausländer wird er über die Grenze gebracht. Er reist nach Budapest.

Noch bevor Anita ihrem Mann folgen kann, zehn Tage nach seiner Abreise, wird die Polizei durch einen wüsten Exzeß alarmiert, der in den frühesten Morgenstunden das „Tabarin“ zum Schauplatz einer Schlacht macht.

„Tabarin“ ist ein Wiener Nachtlokal. Im Winter 1922 mußte solche Bezeichnung als Pleonasmus erscheinen. Denn da war ja ganz Wien ein Nachtlokal. Und jedes Nachtlokal eine Börse. Rings um dieses strahlende Wien des I. Bezirks, des „Tabarin“, der Kärntnerstraße und des Animierbetriebes lagen zwanzig Bezirke des Hungers, der Arbeitslosigkeit und des Todes. Sie lagen in erbarmungsloser Kälte und Finsternis. Also blieben sie unsichtbar.

Die Gäste des „Tabarin“ waren übrigens durchaus nicht neugierig, die Welt jenseits des Rings und des Grabens kennenzulernen. Sie waren keine Romantiker. Und welche Romantik konnte es auch mit der nüchternen Tatsache aufnehmen, daß man für ein paar Dollar ein Haus und für ein englisches Pfund die halbe Stadt kaufen konnte. Von idealeren Werten: Frauen, Liebe, Leidenschaft gar nicht zu reden — die waren sogar noch billiger angeboten und notierten in lumpigen Tschechokronen und schmutzigen Lire.

Der Herr Generaldirektor der „Nationalen Volksbank“, jener elegante Herr in der ersten Loge rechts, hatte weder für Angebote in Häusern noch für solche in Frauen Interesse. Vorbei. Er hatte viele Häuser und zu viele Frauen, er hatte Dollars und Lire, Aktien und Devisen. Nun blieb nur noch das Spiel. Kisdobrony war zu seiner ersten Liebe zurückgekehrt: nur spielte er jetzt statt „Einundzwanzig“ Hausse und Baisse. Dafür attestierte man ihm, daß er ein wichtiger Faktor der österreichischen Volkswirtschaft sei.

Dolly Mainz, pardon, Frau Generaldirektor Kisdobrony, war davon überzeugt. Sie sorgte denn auch dafür, daß er seine Verpflichtungen gegenüber der Volkswirtschaft sorgsam erfüllte: Schmuck, Toiletten, Autos, das waren reale Werte, ihr Ankauf also durchaus gerechtfertigt. Frauen? Sie verschaffte sie gratis, „fast umsonst“. Aber dafür blieb ihr die Auswahl und die Entscheidung vorbehalten. Kisdobrony hatte sich mit dieser Regelung abfinden müssen. Seine Frau hatte die Logik des Geschäfts für sich, ihre Verbindungen und ihre sicheren Tips — für Papiere und für Frauen.

Manchmal tat ihm das leid. Manchmal schmerzte das sogar. Heute zum Beispiel.

Da war diese Anita. Jahrelang hatte er sie nicht gesehen, nun fühlte er plötzlich, daß seine wilde Jagd nach Geld, nach Macht, nach Frauen, im Grund nur dem Besitz Anitas gegolten hatte. Nur sie lohnte

den Kampf. Und er hatte gekämpft. Er hatte auch gesiegt, er hatte Geld —

Und Anita tanzte. Unnahbar. Inbrünstig und kalt, entfesselt und so einsam. Heute zum letztenmal.

Kisdobrony vergaß, das Sektglas zu leeren, das er in der Hand hielt, er fühlte das Blut in den Schläfen hämmern, er atmete schwer. Hunderte Männer in den Logen und im Parkett atmeten schwer, vergaßen Sekt zu trinken, starrten mit roten Gesichtern auf die Bühne. Die Frauen hatten glänzende Augen.

Anita tanzte: „Kokain.“ Traum, Rausch, Entsetzen, Lächeln, Hingabe. Das Gesicht eine undurchdringliche Maske von Schminke, unbewegt. Darin das Monokel; Zylinder; aus Spitzenmanschetten wachsen zwei kindliche weiche Hände. Ein kurzes Leibchen läßt den Oberkörper ganz frei, zwischen der lockeren Verschnürung schimmert die Haut unwahrscheinlich weiß, die Brüste zwei rote Blutstropfen. Eine blutige Wunde der Mund.

Anita tanzte: sie tobte über die Bühne, lieferte sich hemmungslos der Menge aus, peitschte sich in Rausch und Exzeß.

Pause.

Pause? Schon herrscht sie den Kapellmeister an: „Keine Pause! Weiter! Weiter, sage ich. Was Ihr wollt, nur los! Los!“

Kisdobrony ist aufgesprungen. „Astarte!“ schreit er. Andere schreien mit: „Astarte!“

Anita tanzte: in weitem silbernen Mantel. Silber-

helm mit wallenden Federn, tief ins Gesicht gestülpt bis zu den Augen. Wie eine silberne Wolke, sehr blaß, schwebt sie über dem Saal. Ist das eine Frau? Ein Knabe? Ein großer Vogel? Astarte.

Ein spitzer Schrei. Ein helles Lachen zerklirrt. Dann fällt der Mantel. Der nackte Körper lodert wie eine weiße Flamme von der Bühne. Anita verhüllt mit einer langsamen Bewegung ihr Gesicht. So bleibt sie stehen. Nackt, hoffnungslos. Sie zeigt nicht mehr ihr Gesicht. Der Vorhang fällt.

Einige Sekunden ist es ganz still. Dann sprechen auf einmal alle sehr laut und sehr schnell durcheinander. Auf einmal haben alle die Gläser am Mund, die Erregung explodiert in einem Feuerwerk von Musik, Gejohle und Lachen. Die Kellner stellen neue Flaschen in die Eiskübel.

Anita kam langsam durch den Saal, schritt auf den Tisch Kisdobronys zu. Der sprang auf, alles sah zu ihnen herüber.

„Ich habe Sie von oben gesehen,“ sagte Anita. Dann fuhr sie Dolly nachlässig übers Haar, sagte ganz laut, es klang, als wäre sie mit ihren Gedanken ganz woanders:

„Wollt ihr heute mit mir schlafen?“

Kisdobrony fühlte, wie er sehr rot wurde. Er wollte sich in einen ordinären Witz retten, es gelang nicht ganz. Dolly starrte sie irr an, ringsum wurde man unruhig: was ging da vor?

Anita setzte sich, trank Kisdobronys Glas leer, dann

das von Dolly. „Ihr müßt mir nur vorher helfen, ein paar Sachen aus meiner Garderobe fortzuschaffen. Wir gehen dann zu mir.“

„Großartig!“ begeisterte sich Kisdobrony.

Dolly, von Anitas Kälte entflammt, umwarb sie mit beinahe scheuer Zärtlichkeit, schenkte ihr Sekt ein, bestellte zu essen.

„Gehen wir!“ sagte Anita.

In der Garderobe packte Anita Schmuck in die Taschen von Kisdobrony und Dolly, der Herr Generaldirektor bekam noch einen kleinen Koffer zu tragen.

Als sie schon in der Tür standen: „Und die Kleider? So geht das nicht. Zieht euch aus!“

Kisdobrony mußte den Pelz ablegen und zwei Toiletten von Anita darunter verbergen. Dolly zog ein Tanzkostüm unter ihrer Toilette an. Keiner fragte, was das zu bedeuten habe. So gingen sie.

Beim Bühneneingang vertrat ihnen der Portier den Weg.

„Den Passierschein, wenn i bitten darf.“

Anita trat vor und schlug dem Portier mit aller Wucht ins Gesicht. „Schnell vorwärts!“

Der Portier schrie. Dann pfiff er. Angestellte liefen herbei. Im Nu war eine Prügelei im Gange. Anita schlug und kratzte, ging mit gezückter Hutnadel auf den Portier los, Dolly heulte, Kisdobrony, der sich plötzlich als Ritter fühlte, boxte einen Diener in den Bauch. Der Krach alarmierte Passanten, Gäste

des „Tabarin“, die Mädchen der Kärntner Straße liefen herbei, die Polizei erschien. Die ganze Gesellschaft mußte auf die nächste Wache. Anita, die durch einen Faustschlag ins Gesicht nicht unerheblich verletzt war, wurde halb bewußtlos in das Auto getragen.

Am nächsten Tag erschienen zwei Polizeibeamte bei Anita im Hotel. Frau Berber war nicht zu sprechen. Dennoch mußte sie sie empfangen. Aus Trotz trat sie den Männern ganz nackt entgegen, was auf diese zwar sichtlich Eindruck machte, aber sie nicht von der Durchführung ihrer Pflicht abhielt. Sie verkündeten Anita, daß sie als lästige Ausländerin Wien sofort zu verlassen habe und auf die Dauer von fünf Jahren nicht mehr nach Österreich zurückkehren dürfe. Aus Gründen der öffentlichen Ordnung und Sicherheit. Sie war „überführt worden, daß sie versucht hatte, ihre bei der Direktion als Pfand für die erhobenen Vorschüsse hinterlegten Wertgegenstände, Toiletten und so weiter insgeheim mit Unterstützung dritter Personen beiseitezuschaffen“.

Das alles stand in schönem Amtsdeutsch auf einem sauberen Blatt Papier, das die Beamten Anita feierlich überreichten. Sie tobte, sie zerriß es, sie drohte, dieses Dokument für Zwecke zu benutzen, für die man gewöhnlich gerade keine amtlichen Schriftstücke verwendet. Sie drohte die Drohung sofort wahrzumachen. Bitte nur zuzuschauen.

Die Beamten waren auf die Demonstration nicht neu-

gierig, brachen die Verhandlungen ab. Man gab ihr drei Tage Zeit bis zur Abreise.

Sie folgte Droste nach Budapest. Unter Zurücklassung von Schulden in der Höhe von einigen Hundert Millionen Kronen.

Sechstagerennen im Berliner Sportpalast.

Herbst 1923.

Menschentrauben hängen zu dicken Bündeln gepreßt von den Rängen in das riesige, gähnende Rund der Halle, ranken sich um Brüstung und Pfeiler. Schwarze Insekten, jedes mit kleinem, weißem Tupfen gezeichnet — dem Gesicht —, wimmeln über Stiegen, Gänge auf und ab, sind in der Mitte des Saales zu einem undurchdringlichen Haufen geschichtet. Musik brandet von oben, von unten durch die Halle, schlägt bis zur Decke hinauf, die man trotz des grellen Scheins der Bogenlampen kaum ausnehmen kann, spült Wortfetzen, Geschrei, Lachen mit sich fort, wird durch das Geknatter des Jazz untermalt, der in einem kleinen Zimmer — der Bar des ersten Rangs — die Paare über das Parkett jagt.

Inzwischen ziehen unten auf schmalem weißen Band winzig wie aufgezogene Puppen vierzehn Radfahrer ihre Bahn. Eine Runde, noch eine Runde — immer noch eine Runde.

Die Luft, dies Gemisch aus Staub, Rauch und der Ausdünstung von zehntausend glühenden Leibern, zittert und flimmert wie in der Nähe einer Esse.

Zehntausend Leiber zittern mit. Erdrosselt jeder eigene Impuls, ausgelöscht jeder Gedanke, das Gehirn setzt mit der Arbeit aus, und die Nerven sind vibrierende Saiten, die nur einen Ton weitergeben: noch eine Runde!

Hier gibt es keinen Beamten Schulze mehr, keinen Rentner Meyer, kein Fräulein Krause — nur ein vieltausendköpfiges, vieltausendarmiges Ungeheuer, das mit tausend Augen auf die Bahn starrt, als leckte es Blut — die Masse.

Sechs Tage und sechs Nächte. Hier geht es nicht darum, seine Kraft, seinen Mut, seine Geschicklichkeit zu einem Schlag, zu einer Tat zu sammeln, hier heißt es, sechs Tage und sechs Nächte alles, was man an Nervensubstanz, Muskelkraft, Energie besitzt, bis aufs letzte Quäntchen auszupressen für die wahnwitzige ziellose Jagd um die Runde — hundert, tausend, zehntausend Runden. So jagt man dahin und kommt nicht vom Fleck: Sklaven des Tempos, Märtyrer des Rekords. Noch eine Runde!

Aber während die vierzehn Fahrer um die Bahn rasen, angefeuert vom Gejohle zehntausend schwitzender, fiebernder Menschen, in diesen Minuten, da der Krieg und die Revolution endgültig fernster Historie angehören — — donnern heulende Autocars, vollbeladen mit besmokingten Amerikanern und allzugrell bemalten Ladies nach Montmartre hinauf, zaubern die Leuchtspiele und Farbenfontänen der Amüsierbetriebe von Paris, London, Neuyork unermüd-

lich ihre Kreise, Schleifen, Bänder in den flammenden Himmel, kreischen und quieken hunderte Saxophone in Hunderten von Jazzbands in fünf Erdteilen „Valencia“, erschauern Millionen von kleinen Mädchen — Tippfräuleins, Studentinnen, brave Gattinnen und Mannequins — unter den Küssen, die fabelhaft gekleidete Grafen mit fabelhaft schönen Damen tauschen, die einmal auch nichts anderes waren als kleine Mädchen — Tippfräuleins, Studentinnen, brave Gattinnen und Mannequins —, und heute Stars sind, Stars in Hollywood, brüten Gymnasiasten mit heißen Wangen über den Geheimnissen der Logarithmen und andere über den Geheimnissen des Arsène Lupin, speien sämtliche Munitionsfabriken Europas und Amerikas neue Granaten — und die Rotationsmaschinen die Morgenausgaben — in die bereitstehenden Lastautos, werden zehntausend Säuglinge geboren, sterben zehntausend Greise, verrecken Straßenmädchen unter dem Würgegriff von Lustmördern, erschießen sich bankrotte Kaufleute, stürzt sich ein Schüler aus Liebesgram ins Wasser, und ein anderer wegen einer schlecht bestandenen Prüfung, können Hunderte nicht einschlafen, weil sie zuviel, und Tausende, weil sie nichts gegessen haben — — es ist wieder alles wie vor dem Krieg.

Aber während man noch diesem tröstlichen Gedanken nachhängt, haben die Autocars auf dem Montmartre neue Fracht geladen: besmokingte Amerikaner und allzu grell bemalte Ladies — und rattern

durch das nächtliche Paris nach Osten, um den distinguished foreigners bei Sonnenaufgang nach den Genüssen der Bars die Genüsse der Schlachtfelder zu präsentieren — Frühstück in den garantiert echten, wie neu erhaltenen Schützengräben zwischen den Ruinen von Verdun —, startet ein Zwanzigjähriger in Boston zum Dauertanzrekord, hat ein Dreißigjähriger in Sidney den Rekord als Hungerkünstler gebrochen, lauschen Buschmänner und Somaliniger den Radioklängen aus dem Londoner Savoyhotel, haben Dutzende von Gelehrten Dutzende neuer Erfindungen gemacht, und Hunderte von Gymnasiasten zum letztenmal entdeckt, daß es auf diesem Erdball nichts mehr zu entdecken gibt, bereiten sich in ganz Amerika Negerprofessoren für ihren nächsten Vortrag an der Universität vor, vertauschen chinesische Studenten die dunklen Bücher Konfutses mit den lichtvollen Abhandlungen des englischen Exerzierreglements, wird eine Meisterschaft im Schwergewicht verloren und eine gewonnen, beschließen blonde Frauen, sich am nächsten Morgen die Haare schwarz, und schwarze, sich die Haare blond zu färben, bucht Woronoff abermals eine glücklich verlaufene Verjüngungsoperation, und das Pasteurinstitut vier neue Siege im Kampf gegen Tuberkulose, Syphilis und Diabetes, jagt der Name Gandhi durch die Millionenstädte Indiens, und flattert eine rote Fahne, blutrot beleuchtet, über dem Kreml von Moskau — die Welt hat sich doch geändert in den letzten neun Jahren.

Und während man noch diesem Gedanken nachhängt, der unzweifelhaft ebenso tröstlich ist wie der andere, daß wieder alles so ist wie vor neun Jahren — —

— — tobt inmitten eines konsolidierten Europa des Friedens und des Wiederaufbaus Krieg, Mord und Hungersnot:

In diesen Minuten, da die Spitzengruppe gerade dazu ansetzt, das Feld zu überrunden, ist der Dollar abermals gestiegen, von fünfhundert Millionen Mark auf fünfhundertsiebzig Millionen. Es ist nicht schwer zu prophezeien, daß er bei der nächsten Runde auf sechshundertdreißig Millionen stehen wird. Die Operationen auf der Berliner schwarzen Börse vollziehen sich trotz der mitternächtlichen Stunde ebenso programmäßig wie die nächtlichen Operationen der französischen Besatzungsarmee im Ruhrgebiet. Der Dollar steigt, die Franzosen marschieren, die Fahrer rasen — geht in Ordnung! Noch eine Runde!

Anita steht an der Brüstung des ersten Ranges. Ihr roter Haarschopf leuchtet wie ein Fanal. Hier, jetzt hat sie zum erstenmal den Hintergrund, den sie braucht: in der Orgie des Fiebers und Irrsinns der Inflation enthüllt sich die Fratze der Zeit nackter als je bisher. Und Anita ist die Hohepriesterin dieser Zeit.

Der kleine M., der hinter ihr in der Loge sitzt, ganz verloren und unbeachtet, kämpft mit dem Schlaf.

Die dritte Nacht. Nun kann er nicht mehr. Nach Hause, ins Bett, ist sein einziger Gedanke.

Auch der Schauspieler B. kann nicht mehr. Er ist auf seinem Stuhl zusammengesunken und schnarcht mit offenem Mund. Doktor K., sehr blaß, steht neben Anita, raucht eine Zigarette nach der anderen, blickt gelangweilt auf die Bahn und sehr interessiert auf Anita: wie lange hält sie das noch aus?

Sie hält es noch lange aus. Ihre Augen glänzen, die Pupillen sind ungewöhnlich groß — wieviel Kokain mag sie wieder genommen haben, denkt Doktor K. Na ja, nichts zu machen. Ach, schlafen gehen! Wann wird sie ihn nach Hause lassen?! Wenn nur Droste käme, vielleicht bringt er sie fort.

Droste kommt nicht. Statt dessen paradieren Freunde und Bekannte vorüber: Schauspieler, Redakteure, Filmleute, Regisseure, Huren, merkwürdige Männer in eleganten Frauenkleidern, Frauen in Sportkostüm und hohen Stiefeln, dicke Bankiers, hysterische Gräfinnen — Anita hält Cercle.

Im Schwarm der Männer und Frauen, die vorbeiziehen, Anita umdrängen — ein junges Mädchen. Jetzt tritt sie in die Nebenloge am Arm eines Mannes mit mächtiger Glatze, der an seinen feuchten Augen und am dunklen Teint unschwer als Italiener zu erkennen ist.

Anita hat sie im Nu erspäht. Sie kommt ihr bekannt vor. Woher nur? Das Mädchen steht jetzt auch an der Brüstung, nur wenige Meter entfernt,

und lächelt zu Anita herüber. Ein aufreizendes, nicht faßbares Lächeln. Lockung ist darin, Versprechen und Kälte. Anita beißt die Lippen zusammen, denkt noch einen Augenblick nach, schreit plötzlich über die Brüstung hinweg: „Komm 'rüber!“

Der Italiener ist puterrot geworden, läßt verwirrt seine Blicke von Anita zu seiner Begleiterin wandern; das Mädchen lächelt wieder, rafft ihr Tuch zusammen, nickt dem Italiener leicht zu, kommt langsam näher.

„Guten Abend, Anita!“

Die Stimme — ? „Wie heißt du, woher kennen wir uns?“

„Aus Wien.“

„Aus — — —?“

„Elsie.“

„Elsie?!“

Einen Augenblick steht Anita starr. Zuviel stürmt auf einmal auf sie ein. Zu widerstrebend sind die Empfindungen dieser Minuten, zu stark die Erinnerung. Aber dann — dann stürzt sie ein ganzes Glas Sekt hinunter und hat sich wieder in der Gewalt, packt das Mädcl beim Kopf und küßt sie gierig auf die Lippen. Elsies Lächeln ist weg, weggeküßt. Sehr ernst, sehr forschend blickt sie Anita an.

„Na, auch hier? Ist das dein Freund? Hat er wenigstens Geld? Wo gehst du denn auf den Strich?“

„Ich statiere bei der Ufa.“

Anita schneidet ihr mit einer kurzen Handbewegung

das Wort ab. „Auf der Tauentzienstraße verdienst du mehr. Und bequemer. Aber jetzt kommst du mit mir! Vorwärts!“

Anita hat kein Interesse mehr fürs Rennen. Zu fünft wandern sie hinaus. Von dem Italiener wird keine Notiz genommen.

Draußen vor dem Sportpalast wirft sich der Schwarm der Bettler, Invaliden, fliegenden Wechsler, Hungernden auf sie. Zeitungsjungen rufen die Morgenblätter aus und die neuesten Kurse. Die Stadt windet sich in Fieberkrämpfen. Es ist fünf Uhr früh.

Wie kleine blasse Sonnen kreisen die Straßenlaterne im Regengeriesel und zaubern goldene Ketten und verschlungene Ringe auf den nassen Asphalt. Der Himmel weit, kalt und unerbittlich in schmutzigem Grau. Dort oben ist schon Tag.

Straßenkehrer fegen die Nacht in die Gosse. Dann rattern die Müllwagen und Spritzmaschinen die Straßen entlang. Und dazwischen stapfen die Männer der Arbeit entgegen: die Hände in den Taschen des Rocks, den Kopf zwischen die Schultern gezogen, gebückt, die Pfeife im Mund. Einzeln gehen sie, lautlos, den gleichen müden und doch hastenden Gang, wie angetrieben von unsichtbaren Peitschenhieben.

An der Böschung vor dem Eingang zur Untergrundbahn stehen sie dösend, schwanken mit halbgeschlossenen Augen wie Trunkene. Das macht der Hunger.

Irgendwo da herum, im Norden, im Osten, wird ge-

schossen, irgendwo sind Läden geplündert worden. Polizeiautos rattern vorbei. Die Menschen werden von der Fahrbahn gejagt, trotten die Treppe hinunter, werden in die vollen Waggonen geschaufelt — die ersten Züge frachten die Arbeiter in die Fabrik. Das „Esplanade“ liegt noch in tiefem Schlaf. Auch der Portier schläft, kommt übernünftig aus seiner Loge.

„Gute Nacht, Anita!“ sagt Doktor K. und will sich verabschieden. Auch die andern versuchen sich zu drücken.

Aber Anita will nichts von Abschied hören. Jetzt schlafen? Lächerlich. „Ihr kommt alle zu mir hinauf.“

Da hilft kein Bitten, kein Parlamentieren — „Ruhig, mitkommen!“

Seufzend, zum Umfallen müde, torkeln der kleine M. und der dicke Schauspieler hinter Anita her. Zuletzt Doktor K. mit Elsie am Arm. Anita ist vorausgestürmt.

Als sie die Türe zu ihrem Salon öffnet, gewahrt man im fahlen Licht des ersten Dämmerns, der sich durch die herabgelassenen Stores stiehlt, in der Mitte des Zimmers eine Gestalt lang ausgestreckt auf dem Boden. Anita stürzt vor, aber als ihr bewußt wird, daß hier ein Mensch liegt, flüchtet sie mit einem Schrei in den entferntesten Winkel. Doktor K. muß herantreten und Droste untersuchen. Ein Mord? Ein Unfall? Tot?

„Kokain,“ sagt Doktor K. Er versucht, Sebastian aufzurichten, rüttelt ihn — alles vergebens. „Schlafen lassen!“

Da stehen sie nun im Kreis um den Tänzer, der im Frack, mit aufgerissenem Kragen, wie leblos am Boden liegt. Die Haare kleben von kaltem Schweiß an seiner Stirne, aufgedunsen, fahl das Gesicht, am unheimlichsten die halbgeöffneten Augen wie bei einem Toten.

M. kann nicht die Blicke davon wenden. Das Zimmer, dieser Mann, die Dämmerung, die verdrehten weißlichen Augen — grauenhaft. M. fürchtet sich. B. liegt auf der Ottomane und ist eingeschlafen.

Anita steht noch immer in der Ecke, starrt mit irren Augen Droste an, im grauen Licht erscheint ihr grell geschminktes Gesicht ebenso tot und ebenso grausig wie das des Tänzers. Ganz grün ist es, denkt M., oder violett?

Elsie — man hat ganz an Elsie vergessen. Sie tänzelt durch diese gespenstische Szenerie wie ein fremder Vogel, wippend, in jede Ecke schnuppernd, mit lüsternen Augen, sehr wach und sehr frisch, fiebernd vor Gier und Lust nach den aufregenden Dingen, die sich hier noch begeben werden.

Auf einmal ist sie bei Anita, umschmeichelt sie, löst ihr die verkrampften Hände vom Gesicht, drängt sich an sie, schon taumeln beide zur Ottomane — da ist Elsie über den schlafenden Droste gestolpert, fällt, reißt Anita mit. Vergessen ist Droste, die Män-

ner, der Ekel des grauen Morgens und die Müdigkeit von drei durchtobten Nächten: Anita und Elsie finden sich wieder, vor dem Unwirklichen dieser Stimmung flüchten sie zueinander. Aber jetzt ist Elsie die Verführerin. Anita läßt sie staunend und dankbar gewähren.

„Endlich!“ atmet Doktor K. auf. „Nun können wir gehen!“

Einzelnen gehen sie hinaus, der Doktor, der kleine M., der Schauspieler B., der nicht ohne Mühe wachzubekommen war.

Auf dem großen Teppich inmitten des verwüsteten Zimmers sind Anita und Elsie Arm in Arm eingeschlafen. Es wird heller. Das Dämmerlicht spielt auf den beiden nackten Frauenkörpern und auf dem fahlen Gesicht des schlafenden Droste.

VIII.

Eines Abends war Droste verschwunden.

Am Tag vorher hatte er noch im Salon ihres gemeinschaftlichen Appartements eine Sendung von Socken und Strümpfen aus der väterlichen Fabrik — wundervolle seidene Strümpfe übrigens — auf dem großen Tisch ausgebreitet, ein verlockendes Arrangement, um dessen Anordnung ihn jeder Schau-fensterdekorateur beneidet hätte. Hier empfing er seine Gäste: Freunde, denen er sein Dandytum, Gläubiger, denen er seine guten Beziehungen zum Vaterhaus, reiche Verehrer Anitas, denen er seine Geschäftstüchtigkeit eindrucksvoll vor Augen führen wollte. Fünfzig Paar Seidenstrümpfe können, wie man sieht, vielerlei bewirken.

„Droste trägt Nilgrün,“ stellten bewundernd die zwei Jungen, Söhne eines pommerschen Großgrundbesitzers, fest, als sie die Treppe hinabstiegen. „Ach, Sebastian —!“

„Der Mann ist gut, sein Vater wird die Wechsel gewiß einlösen,“ tröstete sich der kleine jüdische Makler und beschloß, sich daraufhin in der Bar einen Kognak zu genehmigen.

„Ob man nicht den Droste gegen eine entsprechende Provision dazu bringen könnte, oben in seinem Sa-

lon das Meißener Porzellan, das wir seit Monaten nicht anbringen können, auszustellen? Oder den französischen Schmuck? Er verkauft das bestimmt. Ein tüchtiger Junge.“ Die beiden würdigen Besitzer des bekannten Antiquitätengeschäfts verspürten zum erstenmal Respekt für die Talente Sebastian Drostes.

Es blieb nicht bei den bloßen Anerkennungen. Die Jungen aus Pommern beschlossen noch in derselben Stunde den Ankauf neuer Anzüge, neuer Schuhe, neuer Seidenhemden und nilgrüner Socken. Sie hatten kein Geld, also gaben sie Wechsel in Zahlung, auf denen sie die väterliche Unterschrift fälschten.

Der Makler fiel in der gehobenen Stimmung, in die ihn der Reichtum Drostes versetzt hatte, den Lokungen einer lebenswürdigen Barmaid zum Opfer, was ihn zwei Dollar in bar, ein teures Nacht Mahl und hundertfünfzig Mark Heilungsspesen bei Doktor N., Spezialist für Haut- und Geschlechtskrankheiten, kostete.

Die Antiquitätenfirma ließ noch am selben Nachmittag ein Meißener Porzellan und einen herrlichen alt-französischen Schmuck zu Droste schaffen, der sich gegen zehn Prozent Provision bereit erklärte, diese Kostbarkeiten binnen acht Tagen an seine reichen Freunde loszuschlagen.

Und nun war er plötzlich verschwunden. Auch die nilgrünen Seidensocken waren weg, das Meißener Porzellan, der Schmuck — ziemlich viel Schmuck,

nicht nur der französische der Firma, sondern alle kostbaren Ringe, Perlen, Armbänder Anitas.

Während noch Anita voller Wut die Einrichtung ihres Zimmers demolierte, die pommerschen Jungen bebend vor Angst die weitere Entwicklung ihres Wechselgeschäfts bedachten, Herr Silberknopf alles Unheil des Himmels auf die Barmaid, und die Herren Meyer nicht weniger schreckliche Dinge auf Droste herabfluchten — spazierte dieser auf dem Verdeck der „Karlsruhe“, frisch rasiert und sehr elegant, zufrieden mit sich und dem schönen Wetter, mit dem Komfort des Schiffes, seiner gefüllten Brieftasche und dem Plan, in Neuyork ein neues Leben zu beginnen.

Droste war klug genug, um sich nicht den Illusionen hinzugeben, als würde dieses neue Leben ein anderes Gesicht tragen als sein bisheriges. Womit er vollkommen im Rechte war. Aber die Verlegung seines Wirkungsfeldes von Berlin nach Neuyork trug ihm zuerst den Titel „Baron“ ein, die Freundschaft der snobistischen und sehr kapitalkräftigen Jugend der fünften Avenue, eine Serie neuer exzentrischer Abenteuer und Skandale zwischen Neuyork und Hollywood und zuletzt die Mitarbeit an der „B. Z. am Mittag“. Herr Droste hatte seine schriftstellerische Begabung entdeckt. Er verstand sie ebenso geschickt zu präsentieren wie seine Tanzkunst. Baron Willy Knobloch, Stern der Neuyorker Boheme, galt bald als der bestangezogene junge Mann dieser Kreise, als

zukünftiger Gatte von Mae Murray, Pola Negri, Gloria Swanson, stand im Mittelpunkt von großen Affären, rings um Prohibition und Sex appeal — er brauchte die Übersiedlung von Berlin nach Amerika, so überstürzt er sie durchgeführt hatte, nicht zu bereuen.

Dennoch kehrte er 1926 nach Europa zurück. Er kam nur bis Hamburg. Dort starb er an der Lunge. Er war ja doch im Grunde immer ein sentimentaler und ordnungliebender Bürger gewesen, der im Angesicht des Todes die Freiheit abschwur und sich in die sicheren Bezirke von Elternhaus, Vaterland und Heimat rettete.

Und Anita?

Drostes Flucht hatte sie schwer getroffen. Natürlich wollte sie das nicht wahrhaben. Sie zog wieder zur Wanowski, vielmehr Susi jetzt zu ihr, das Leben ging weiter, es mußte gehen. Dieses „Muß“ erwies sich immer erbarmungsloser, immer aufreibender. Die Leichtigkeit verlor sich und die Selbstverständlichkeit.

Damals heiratete Anita Henri.

Henri Châtin-Hofmann, Sohn des angesehenen Pastors Hofmann in Baltimore, der als Seelsorger der deutschen evangelischen Zions-Gemeinde eine sehr bekannte Figur unter den Deutsch-Amerikanern war, kam im Jahre 1923 nach Deutschland wie tausend andere Amerikaner, Engländer, Franzosen, um hier mit wenigen Dollars als Milliardär leben zu können.

Henri sah, obwohl erst knapp dreißig Jahre alt, schon auf eine erfolgreiche Laufbahn als Tänzer zurück. „Henri commence où les autres finissent,“ hatte die greise Sarah Bernhard gesagt, als sie den Achtzehnjährigen zum erstenmal in Neuyork tanzen sah.

Henri kam nach Deutschland, gab seinen „ersten Tanzabend moderner Musik“ und feierte Triumphe. Er startete im Münchener Schauspielhaus, hatte sofort die ganze Presse für sich, zog nach Berlin.

Hier sah ihn Anita.

Als die Bühne des Blüthner-Saales hell wurde, stand ein junger Mann oben und — rührte sich nicht. Einen Fuß hier, einen Fuß da, er machte keinen Schritt, bewegte nur manchmal den Kopf ein wenig: so tanzte er, die Hände tanzten. Dazu spielte die Musik Lord Berners „Trauermarsch für einen Staatsmann“. Sehr würdevoll, sehr prächtig zelebrierte der junge Mann diesen Marsch, sehr militärisch säbelten, salutierten, paradierten die Arme und Hände durch die Luft. Dann verbeugte er sich vor dem Toten ehrfürchtig und ein wenig ironisch — mein Gott, berühmte Staatsmänner haben so ihre Eigenheiten.

Und erst die Erbtanten! Denn kaum ist der Staatsmann glücklich beerdigt, wird eine reiche Tante zu Grabe getragen: ebenso würdig, nicht ganz so feierlich und etwas übermütig. Das macht die Erbschaft, müssen Sie wissen, der Gedanke an sie dämpft die

Trauer, so daß man sogar mitlächeln muß, wenn der Junge da oben so heimlich vor sich hin kichert — nicht laut, versteht sich, kaum daß er den Mund verzieht, aber sein Körper kichert, bis in die Fingerspitzen, bis in die Füße läuft dies boshafte Kichern. Der ganze Saal kichert mit.

Aber was war das: wieder kam der Junge heraus und war ganz ernst und traurig. „Ein Kanarienvogel ist gestorben.“ Und sehen Sie, Staatsmänner und reiche Tanten sind Wesen, die nicht wissen, wie sie zu leben und wann sie zu sterben haben, ihr Tod reißt keine Lücke. Aber ein kleiner Vogel — — Herr Henri trägt vorsichtig den leichten Federball zu Grabe, er wärmt das Tierchen, er haucht ihm Leben ein — der Kanarienvogel bleibt tot. Der kleine Junge wiegt sich hin und her vor Kummer, hebt die Hände, als wollte er Gott um Beistand anrufen — der Vogel fliegt fort, die Seele entflattert, der Junge sieht ihm nach . . .

Der Junge geht zögernd ab, und als er wiederkommt, ist er ein grinsender Neger: roter, weit aufgerissener Mund, die Beine und Arme hängen lose wie in Scharnieren, und Beine und Arme tanzen und springen und zucken im Rhythmus des Cakewalk von Debussy, während ein schwarzes merkwürdiges Tier über die Bühne tobt. Fünfhundert Menschen toben mit.

Fünfhundert Menschen werden ganz still und sanft. Denn nachdem der tolle Neger hinausgetürmt ist,

schiebt sich ein blasses, müdes Kind durch die Kulissen: „Pavane für den Tod eines königlichen Kindes.“ Von Ravel ist die Musik. Wie eine kranke Blume blüht sie auf, duftet geheimnisvoll, Blütenblätter sinken zu Boden — sehr traurig ist das. Ein krankes, sehr vornehmes Kind steht verlassen auf der Bühne. Der Tod steht hinter ihm, drohend, böse, eine schwarze Wolke. Niemand wagt zu atmen. —

Als Herr Henri, ein lachender, glücklicher, ausgelassener Boy, in prächtigem Bademantel vor den Vorhang tritt, um für den Beifall zu danken, weiß Anita, daß sie ihn liebt. Seine Frische berauschte sie, seine Jungenhaftigkeit. Lieber Junge, dachte sie, mein lieber Junge.

Sie verlobten sich im Auto des Herrn von Nathusius und heirateten vierzehn Tage später. Dr. K. war ihr Begleiter im Auto und ihr Trauzeuge auf dem Standesamt.

Er bewies in dieser Aufgabe nur mäßiges Talent, aber auch Herrn Henris Debut fiel nicht glänzend aus. Beide wußten auf die dringendsten Fragen des Beamten nicht zu antworten. Henri hatte sein Alter vergessen, Doktor K. bemühte sich krampfhaft um die Erinnerung, wie oft er verheiratet gewesen sei. Nur Anita, die zum drittenmal im kurzen Verlauf von fünf Jahren bei einer solchen Zeremonie mitwirkte, zeigte sich so souverän und sicher, daß selbst der preußische Beamte ihr seine Anerkennung nicht versagen konnte.

Anita war entschlossen, sich diese Anerkennung korrekten Bürgertums auch in der Folgezeit zu verdienen. Mit demselben Ernst, mit dem sie auf dem Standesamt agiert hatte, spielte sie glücklich verheiratete Ehefrau. Wieder entdeckte sie den Reiz der Kochtöpfe und die Sensationen eigenhändig zubereiteter Mayonnaisen. Täglich wanderte sie frühmorgens auf den Markt — „der Köchin kann man das ja doch nicht überlassen, jede läßt sich beschwindeln“ —, nahm ihre Hausfrauenpflichten ungeheuer wichtig. Die große Einkaufstasche am Arm, den kostbaren Pelz über dem bloßen Nachthemd und die triumphierende Schminkmaske vor dem übernächtigen Gesichtchen, so stürmte sie aus dem Bett auf die Straße, zum Umfallen müde, den Abenteuern entgegenfiebernd, die sie mit Marktweibern, Fleischhauern, Gemüsehändlern zu bestehen haben würde.

Man staunte sie an wie ein Wundertier, die ganze Straße lief zusammen, Anita merkte das nicht einmal, das Groteske ihres Aufzugs kam ihr gar nicht zu Bewußtsein. Eine Ersparnis von dreißig Pfennig machte sie glücklicher als ein Bühnenerfolg: was Wunder, wenn sie in der Ekstase dieser morgendlichen Stunden öfters vergaß, das Nachthemd überzuziehen und also dem verblüfften Marktpublikum unter dem offenen Pelz ihren nackten Körper präsentierte.

Die skandalisierten Geschäftsleute hatten allerdings nicht lange Zeit, diese Sensation zu bestaunen;

wenn sie dachten, mit der „verrückten Tänzerin“ ein leichtes Spiel zu haben, so nötigte ihnen das zähe Feilschen Anitas recht bald die Anerkennung ab, daß sie trotz Pelz und Schminke in puncto Hausfrauentüchtigkeit es noch mit jeder Postsekretärgattin aufnehmen konnte. Anita war selig, sich so bestätigt zu sehen.

Diese bürgerliche Idylle überdauerte nicht die Morgenstunden. Der Rest des Tages stand weiter im Zeichen von Skandalen, Krachs mit Agenten, Direktoren, Gerichtsvollziehern; die Abende, die Nächte verliefen stürmisch infolge wilder Zusammenstöße mit dem Publikum, mit Gästen von Spielklubs, mit Geschäftsführern und Kellnern, die samt und sonders als „minderwertig“ erkannt wurden und zur Strafe hierfür ihre dem Ehepaar Henri-Berber bewiesene Mißachtung auf der Stelle büßen mußten. Fast jedes Auftreten der beiden war von Krachs begleitet. Einmal hatte das Publikum nicht mit genügendem Ernst die Tänze Henris aufgenommen, ein andermal war der Beifall zu schwach gewesen, oder irgendein Provinzonkel hatte die Frechheit besessen, sich Anita anzubiedern. Anita trat nackt vor den Vorhang und schüttete ganze Kübel solcher Schimpfworte ins Parkett, daß das Publikum unter Johlen und Pfeifen den Saal räumte, indes Herr Henri in irgendeinem Winkel mit einem unbotmäßigen Bewunderer einen Boxkampf austrug.

So war es in Berlin, wo beide allabendlich in mehre-

ren Kabaretts auftraten („Rakete“, „Weiße Maus“), so war es in Breslau, Leipzig, Hamburg, Dresden, Köln — eine nie abreißende Kette von Skandalen.

In Prag, in der „Sektbar“, hatte ein etwas angeheiteter Gast Anita durch den Zuruf irritiert, sie solle sich „ganz nackt ausziehen“. Anita kam ruhig von der Bühne herunter, ganz ruhig auf den Mann zu, schlug ihm mit aller Wucht ins Gesicht, Henri eilte ihr zu Hilfe, verlor in der allgemeinen Rauferei zwei Zähne und beschloß den ereignisreichen Abend wieder einmal im Polizeigefängnis.

Wien blieb ihnen nach der Ausweisung verschlossen, in Budapest durften sie nicht auftreten, Berlin — das neue Berlin des Jahres 1925 — zeigte ihnen die kalte Schulter. Passé: „Ich bitte Sie, die Berber, den Henri, die habe ich doch schon vor — vor — eine Ewigkeit ist das her — richtig, vor zwei Jahren hab' ich sie gesehen. Längst überholte Angelegenheit, glauben Sie mir, nackt ist gar nicht mehr modern.“

Berlin: in keiner anderen Stadt schlagen die Wellen jeder neuen Strömung so hoch, nirgends ist ihre Spur, nachdem sie zurückgeflutet sind, so winzig. Hier gibt es nie eine neue geistige Bewegung, nur stets eine neue Mode. Und Moden entstehen aus keinem anderen Bedürfnis als aus dem der Abwechslung: sie werden geboren, um zu sterben. Kokain war modern gewesen, und lesbische Liebe, und Nackttanz und Erotik, nun gab es Neue Sachlichkeit,

Kameradschaftsehe, Hochehe, Sport, Tempo, Tiller-Girls und Rassenhygiene, Kreuzworträtsel und „Wege zu Kraft und Schönheit“ — was sollten da „Tänze des Lasters und der Ekstase“? Laster war nicht mehr schick, und Ekstase bezog man nur noch bei Boxkämpfen. Anita und Henri wurden eine „provinzielle Angelegenheit“.

Noch einmal bekam Anitas Name europäischen Glanz. Das war, als sie in Agram zufällig den Weg des serbischen Königs kreuzte. Sie war für zwei Tanzabende verpflichtet und blieb zwei Monate. Das hatte mit einem Renkontre begonnen, das sie mit einem jungen Offizier zu bestehen hatte, und endete mit einer sechswöchigen Haft und dem polizeilichen Abschub über die Grenze.

Jener Offizier, der in Begleitung eines Schwarms hoher Generale aus der Kirche kam, war höchst überrascht, als Anita den Kordon der Zuschauer durchbrach und rücksichtslos, ohne die erregt auf sie ersprechenden Posten eines Blickes zu würdigen, die Straße überquerte. Der Offizier hatte gelächelt und einige serbische Worte an sie gerichtet. Anita blitzte ihn durch ihr Monokel an: „Je ne comprends pas cette langue barbare!“

Wer sie denn eigentlich sei? Ob sie nicht wisse, mit wem sie spreche? Er sei der König.

„Und ich bin eine Dame.“

Der König lächelte wieder und setzte die Unterhaltung französisch fort. Mit dem Erfolg, daß zwei

Wochen später Anita als die „serbische Pompadour“ durch alle Zeitungen geschleift wurde und wieder acht Tage später wegen Majestätsbeleidigung und Spionage ins Gefängnis wanderte.

Als es Henri endlich gelungen war, Anitas Freilassung zu erwirken, und beide ohne Pfennig in Berlin landeten, war Anita müde. Müde des Herumzigeunerns, müde der Skandale. Sie fuhr nach München. Die „Urlaubsreise“ wurde bestimmend für ihr Schicksal.

Als sie vom Bahnhof auf die Straße trat, sprang ihr ein großes Plakat entgegen, das einen Violinabend des Professors Berber ankündigte. Anita blieb vor dem Plakat stehen und dachte nach. Sie las den ganzen Text einmal und dann noch einmal, las den Namen Berber, und dabei sah sie plötzlich die große Puppe vor sich, die ein fünfjähriges Mädchen von seinem Vater geschenkt bekommen und zerbrochen hatte. Das Mädchen war groß und berühmt geworden, das Mädchen hatte den Vater hier und da wiedergesehen, niemals Sehnsucht nach solchem Wiedersehen verspürt und viele Jahre nicht einen Augenblick an ihn gedacht. Aber jetzt vor dem Plakat waren zwanzig Jahre ausgelöscht, und als einzige Erinnerung blieb eine Puppe und die heiße, schmerzende Sehnsucht nach dem Vater.

So ging Anita ins Konzert. So ging sie nachher in die Garderobe des Vaters.

Sie traf einen sehr beschäftigten, sehr abweisenden

Künstler. Als sie ihren Namen nannte, wandte der Herr sich ab, kehrte ihr den Rücken. Er sei nicht zu sprechen, er bitte das Fräulein, das Zimmer zu verlassen.

Eine Sekunde lang stand Anita starr mit weit aufgerissenen Augen. Dann senkte sie den Kopf. Ihre Sicherheit, ihre freche Überlegenheit — alles weg. Kein Wort brachte sie heraus, keine schnoddrige Geste, nicht das leiseste Lächeln half ihr über diese Minuten hinweg. Mit gesenktem Kopf, lautlos, ging sie hinaus.

Sie weinte die ganze Nacht. Ohne Trotz, ohne Wut, die wehen, bitteren Tränen eines fünfjährigen Mädchens, dem man die Puppe zerbrochen hat.

Es war Anitas Abschied von Deutschland, von Europa, von ihrem ganzen bisherigen Leben. Kurz darauf, im Juli 1927, ging sie mit Henri auf eine Tournee in den Orient.

Diese Reise war eine Flucht. Sie ging über Athen und Kairo nach Bagdad und Damaskus. Ein Jahr lang tanzte das Paar in den Nachtlokalen Griechenlands und Ägyptens, in den eleganten Hotels Alexandriens und in sehr zweifelhaften Bars Beiruts (mit Animierzwang und so). Es war das Ende.

Anita wußte, daß es das Ende war. Eines Morgens in Damaskus erklärte sie Henri, sie werde nicht mehr trinken. Keinen Tropfen Alkohol. Unter keiner Bedingung. Sie, die Jahre hindurch allabendlich ganz allein eine Flasche Kognak auszutrinken pflegte, un-

zählige Cocktails, Whiskys, Flips, entschloß sich von einem Tag auf den andern zur vollkommensten Abstinenz. Und setzte ihren Entschluß durch.

Der Körper revoltierte. Geschwächt durch das tropische Klima, stark mitgenommen durch einen Ausflug in die Berge, auf dem sie in eiskalter Nacht im Freien kampiert hatte, vertrug der jahrzehntelang so mißhandelte Organismus die radikale Entziehungskur nicht mehr. Eines Abends — es war der 13. Juli 1928 —, genau ein Jahr nach ihrer Abreise aus Europa, brach sie auf der Bühne zusammen.

„Tanz in Weiß“ stand auf dem Programm. Ein großer exotischer Vogel schwebte über die Bühne, tat zwei, drei müde Flügelschläge, sank langsam zu Boden. Niemand hatte gemerkt, wie es um sie stand, nicht einmal Henri. Als der Vorhang hochging, lag sie noch immer regungslos auf dem Boden. Sie konnte sich nicht mehr erheben. Man mußte sie ins Bett tragen.

„Galoppierende Lungenschwindsucht“, diagnostizierte der Arzt. „Das ist das Ende.“

Das Ende dauerte noch vier Monate. Im Auto durch die Wüste, in Salonwagen und Luxuskabine, so ging es heim. Nach Berlin, nach Hause, das war Anitas einziger Gedanke. Schneller mußte es gehen, noch schneller.

Aber das Fieber, die kranke Lunge warf sie immer wieder aufs Bett, immer wieder mußte die Reise unterbrochen, lange Station gemacht werden. Das Geld

wurde knapp, alle Ersparnisse der einjährigen Tournee, viele tausend Mark, der ganze Schmuck Anitas — alles verschlang die kostspielige Behandlung, die Reise in Auto und Luxusdampfern.

Als man in Prag eintraf, hatte man nicht mehr so viel Geld, um die Fahrkarte bis Berlin zu bezahlen. Freunde veranstalteten eine Sammlung, so brachte man die Sterbende nach Hause.

Die Frau, die an einem Novembormorgen ins Bethanien-Krankenhaus eingeliefert wurde, hatte nicht mehr die mindeste Ähnlichkeit mit Anita. Zum Skelett abgemagert, so saß sie, die Beine hochgezogen, im Bett — sie konnte sich nicht mehr ausstrecken —, sitzend hustete sie unter gräßlichen Qualen ihre Lunge aus.

Am Kopfende ihres Bettes waren die letzten Getreuen ihres Lebens versammelt, die Freunde, die bis zur letzten Stunde bei ihr aushielten, ihr letzter Trost, ihre letzte Zuflucht: die Morphiumsspritze und eine Sammlung von Madonnen- und Christus-Statuetten. Im Grunde war Anita immer sehr fromm gewesen, voller Scheu, es sich selbst einzugestehen. Nun flüchtete sie ins Gebet. Wenn das nicht half, mußte die Morphiumsspritze heran. Sie mußte sehr oft heran.

Drei Wochen dauerte das Sterben. Anita, unter gräßlichen Schmerzen, wollte nicht glauben, daß sie starb. Sie machte Zukunftspläne. Die kreisten immer wieder um eine Reise nach Italien und den Entschluß,

nie mehr zu trinken. Und wenn sie erst wieder tanzen würde, müßte im Vertrag ausdrücklich vermerkt sein, daß sie jeden Abend zehn Glas Orangeade gratis bekäme. „Zehn Glas, hörst du, Mutter? Mich ekelt so vor dem Kognak.“

Und zu Henri: „Wenn meine Beine nur nicht häßlich werden! Ich fürchte mich so davor.“ Dazu lächelte sie und schminkte sich mit zitternden Händen, mit ungeheurer Anstrengung, einen roten Mund. Das Greisinnengesicht sah jetzt aus wie eine irre Maske. Henri floh.

Am 12. November starb sie.

Noch einmal war Anita Mittelpunkt einer Sensation. Wieder stand ihr Name fettgedruckt als Überschrift in den Zeitungen, es gab Nachrufe, Feuilletons, Erinnerungen. Welche Kübel von Hohn hätte die lebende Anita über diesen Rummel ausgeschüttet!

Und erst das Begräbnis!

O bitte, das hätte ganz gewiß Anitas Beifall gefunden. Es war so feierlich und würdig, wie sie es sich immer gewünscht hatte, sie, die für den kirchlichen Pomp viel übriggehabt und stets Wert darauf gelegt hatte, sich ihre gute Bürgerlichkeit bestätigen zu lassen.

Aber das Begräbnis war andererseits unbürgerlich genug, um sich dem Stil von Anitas Leben anzupassen. Da marschierten neben prominenten Filmregisseuren die Huren der Friedrichstraße auf, Strichjungen und Hermaphroditen aus dem „Eldo-

rado“, berühmte Künstler neben Bar-Mixern, Herren in Zylinder neben den bekanntesten Transvestiten Berlins.

Der Gatte war abwesend. Er erschien am Ende der Predigt in Smoking und grauem Paletot, den Kragen hochgeschlagen, ohne Hut und ziemlich besoffen, eine Geranie im Mund; er verursachte durch seinen Aufzug und sein Benehmen lebhaft Unruhe, begann plötzlich wild zu weinen, beruhigte sich ebenso plötzlich, nahm mit koketter Gebärde die Blume aus dem Mund und legte sie mit großer Pose auf den Sarg.

Später begann es zu regnen. Die Trauergäste mußten laufen, um nicht naß zu werden. Mit großem Hallo stoben sie auseinander.

NACHWORT

Dieser „biographische Roman“ stellt den Versuch dar, das Leben Anita Berbers, die Entwicklung einer Frau und Künstlerin in den wesentlichen Linien nachzuzeichnen. Insoweit läge also eine Biographie vor, wäre mir nicht wichtiger als die biographische Treue die Aufgabe erschienen, aufzuzeigen, inwieweit dieses Leben typisch war für eine ganze Generation, für eine Zeit, die in Anita Berber eine nicht zufällige Repräsentantin hervorgebracht hat. Ich glaubte mich daher befugt, im Sinne einer tieferen Wahrheit die Richtigkeit mancher äußerer, für die Tendenz des Buches unwesentlicher Geschehnisse und Episoden vernachlässigen zu dürfen. Diese Tendenz will keinem Sensationsbedürfnis dienen — wer hier Enthüllungen aus der privaten Sphäre einer Frau erwartete, wurde hoffentlich ebenso enttäuscht wie die Liebhaber gesellschaftlicher Schlüsselromane. Ausdrücklich sei festgestellt, daß neben tatsächlichen, unter ihrem wahren Namen auftretenden Personen auch Figuren erscheinen, die frei erfunden sind, deren Charaktere aber in ihren Grundzügen bestimmend waren für die Entwicklung der weiblichen „Kriegsgeneration“. Ich danke an dieser

Stelle allen Freunden und Bekannten Anita Berbers, die meine Arbeit durch Überlassung von Aufzeichnungen, Briefen und persönlichen Erinnerungen unterstützt haben. Besonderen Dank schulde ich hierbei Frau Lucie Berber, Frau Susi Wanowski, Dr. Heinrich Klapper und Herrn Henri.

Berlin, September 1929.

Leo Lania.

Von LEO LANIA erschienen:

GEWEHRE AUF REISEN

Bilder aus deutscher Gegenwart

Malik Verlag • Berlin (Vergriffen)

GRUBEN — GRÄBER — DIVIDENDEN

Eine Reise durch das zerstörte Frankreich

Malik Verlag • Berlin

INDETA

Geschichte einer Nachrichtenagentur

Verlag Die Schmiede • Berlin

DER HITLER-LUDENDORFF-
PROZESS

(Außenseiter der Gesellschaft)

Verlag Die Schmiede • Berlin

WERKE DER HERBSTPRODUKTION 1929

Erwin Piscator
DAS POLITISCHE THEATER

264 Seiten Text und über 100 zusammenmontierte
Bilder • Umschlagmontage und Einband von
Moholy-Nagy • Leicht kartoniert 5 Mark,
Leinenband 7 Mark

Das Resumé eines zehnjährigen Kampfes,
den Piscator um die Neugestaltung der Bühne
führte. Beginnend von den ersten Spiel-
gemeinschaften in Sälén bis zu der sen-
sationellen Aufführung des „Kaufmann von
Berlin“. Angriff — Rechenschaft!

Carl Credé
FRAUEN IN NOT — § 218

Berichtebuch

208 Seiten
Umschlag und Einband von A. K. Hemberger
Leicht kartoniert 4.40 Mark, Leinenband 6 Mark

Hier ergreift das Leben selbst das Wort, um
aufzudecken, was Staat und Gesetz nicht sehen
wollen. Ein Berichtebuch erschütterndster
Wahrheit.

Gerhart Pohl
PARTIE VERSPIELT

254 Seiten
Umschlag und Einband von A. K. Hemberger
Leicht kartoniert 4.50 Mark, Leinenband 6 Mark

Wahnsinn ist Trumpf • Irene und doch kein
Friede • Der alte Stolbe • Zwei Proleten
bereisen die Welt • Fast bis ins Paradies.

ADALBERT SCHULTZ VERLAG • BERLIN

Se

